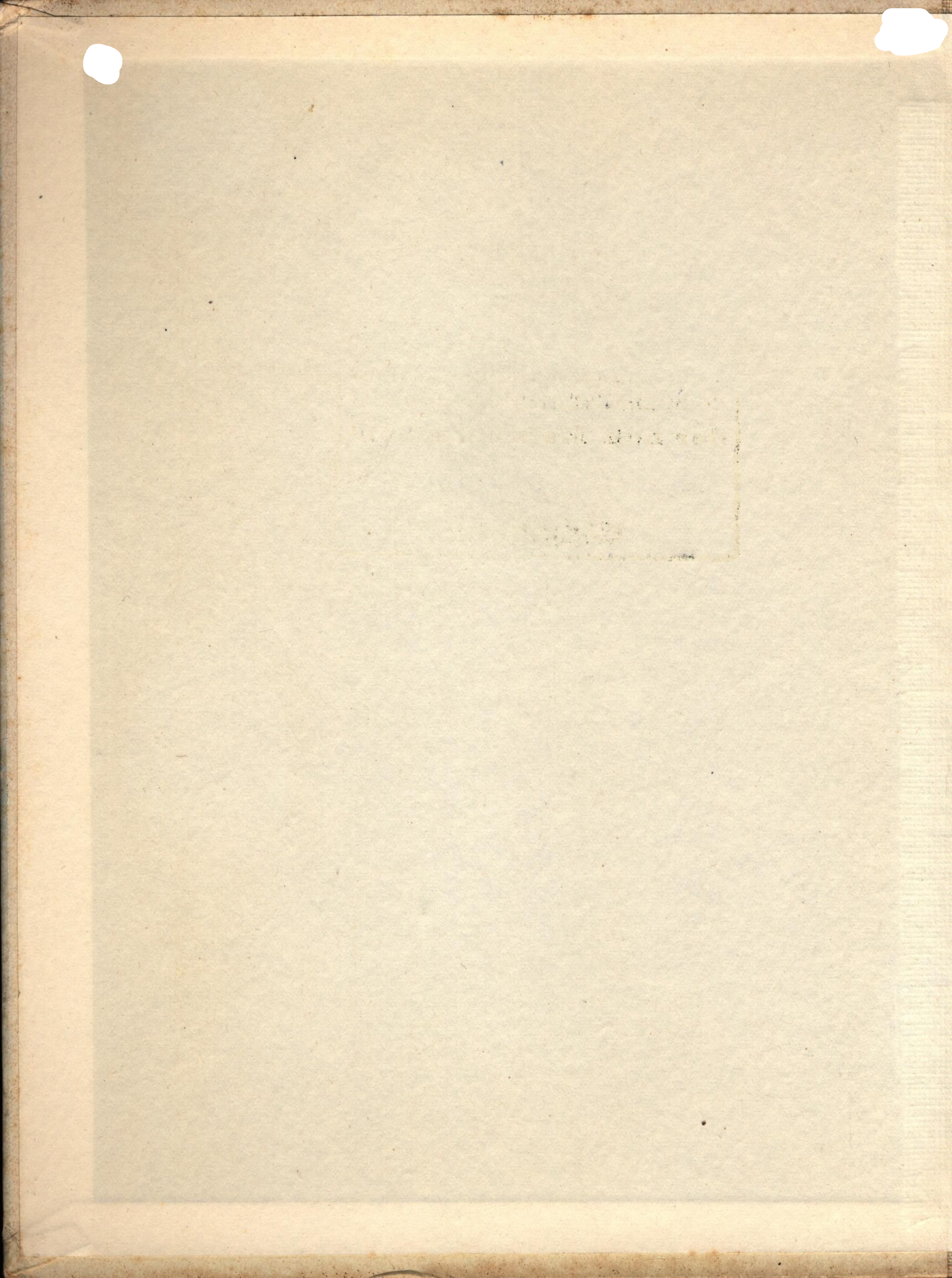

Hermann der Cherusker
ge Hamkens
CHOMTON
IEMANNS VERLAG STUTTGART







Freerk Haye Hamkens

Hermann der Cherusker

Erzählung aus der frühgermanischen Geschichte

Mit Bildern
von Werner Chomton



K. Thienemanns Verlag Stuttgart

11.–15. Tausend
Gedruckt in Stuttgart bei J. F. Steinkopf
Printed in Germany

Hermann der Cherusker

Durch das runde Fenster im Gemach des zweiten Felsens fiel eben der erste Sonnenstrahl und zeichnete einen scharfen Schatten fast in die Mitte der hinteren Wand. Der Gode sah hinüber, und sagte dann mehr zu sich selbst:

„Also einen Tag noch, dann ist Mittsommer und Sonnenwende."

Sein Gehilfe drehte sich zu ihm herum, einen Augenblick von seiner Arbeit aufschauend:

„Ich habe mich immer wieder gewundert, Gode, wie Ihr auf den Tag genau wißt, wie Sonne und Mond zueinander stehen."

„Je nun," gab der zurück, „wenn man ein paar Menschenalter hier oben haust, dann soll man's wohl lernen. Wenn du ein paar Jahrzehnte mehr auf dem Rücken hast, kannst du's auch."

Die beiden schwiegen ein Weilchen. Dann fing der Jüngere wieder an:

„Ihr wolltet mir schon lange erzählen, Gode, wie unsere Ahnen hier ins Land und wir hier in die Steine gekommen sind."

Der Gode nahm die halb als Frage gestellte Bitte auf:

„Naja, laß liegen, was du sonst noch zu tun hast. Es eilt wohl nicht so sehr damit. Und setz dich; denn die Geschichte ist lang."

Einen Augenblick sah er gedankenvoll durchs Rundfenster auf die jetzt in vollem Sonnenlicht liegende Landschaft, wie um seine Gedanken zu sammeln. Dann begann er:

„Was ich jetzt sage, ist mir von meinem Vorgänger erzählt worden, und der hat's wieder von seinem. Und so mußt auch du einmal deinem Nachfolger davon berichten. Denn es ist die Geschichte unseres Volkes.

Vor mehr als hundert Geschlechtern wohnten wir nicht hier, sondern weiter oben im Norden, an der See. Ich kenne das Land und bin auch lange Zeit dort oben gewesen. Flach ist es, wie jenseits des Gebirges. Der Winter ist lang. Aber dafür ist der Sommer meist schöner als hierzulande.

Dort oben also haben wir gewohnt. Von dort aus zogen auch große Scharen Jungvolk in die Welt, sich neue Wohnplätze zu suchen; denn das Land ist eng. Bei uns ist es jetzt ebenso, daß recht oft die Jungmannschaft Neuland suchen muß. Von manchem dieser Züge hat man nie wieder gehört. Ihr Weg mag zu weit geworden sein, als daß uns noch Kunde erreichte. Von anderen kamen ab und zu Sendboten in die alte Heimat und berichteten von den neuen Ländern und ihren Wundern. Manchmal nahmen sie auch neue Züge mit sich in die Weite; denn Land mußte es da in Mengen geben.

Meine Vorfahren und die Vorfahren aller, die hier im Lande sitzen, wanderten auch einmal weiter. Aber so sehr in die Ferne führte unser Weg uns doch nicht. Wir faßten das Ding auch ruhiger an.

Wenn die ältesten Söhne mannbar geworden waren, gingen sie einen Tagemarsch weiter über die Grenzmark und bauten sich dort an. Meist waren alle aus einem Dorfe oder doch wenigstens aus einer Mark. Das gab dann schon einen Zusammenhalt. Wenn die Grenznachbarn nicht gutwillig Platz machten, mußte wohl darum gekämpft werden. Aber im großen ganzen gaben sie sich zufrieden.

Es blieb ihnen auch weiter nichts über. Von Süden her drängten die Thoringe, mit denen wir vom Norden aus immer gute Freundschaft gehalten hatten. Wenn wir zusammengingen, blieben wir auf die Dauer stets die Herren.

So schoben wir uns immer weiter westwärts vor. Es mögen an siebzig Geschlechter vergangen sein, seit die Thoringe hier ins Land kamen. Wir selber sind erst später so weit nach Westen geraten, seit zwanzig Geschlechterfolgen, also etwa sechshundert Wintern.

Mit den Thoringen haben wir uns schnell geeinigt. Sie sitzen heute noch auf der anderen Seite des Gebirges; denn in dieses große Tal wollten sie nicht herein. Drüben auf der anderen Seite stehen die Weserberge, hier der Osning und die Egge. Das ist ihnen zu enge. Sie streifen zwar gerne durch die Wälder, um zu jagen. Aber sie wohnen doch lieber im freien Land.

Damals war es hier noch viel wärmer. Mein Urahne, den ich als Junge noch gekannt habe, erzählte immer davon, was seine Vorfahren hier noch hatten anbauen können. Damals waren die Wälder viel kleiner

als heute und aus Eichen und Buchen, da, wo heute nur Fichten und Kiefern stehen. Das Land ist auch da erst so offen geworden, wie es jetzt ist. In ganz alten Zeiten war es kalt, und es war viel Wald im Lande, so viel, daß an Ackerbau und Feldwirtschaft gar nicht zu denken war. Als es wärmer wurde, ging der Wald zurück. Das ist die Zeit, als unsere Ahnen hierher kamen. Jetzt ist es wieder kalt, und wir müssen dem Walde wehren, wenn er nicht unsere Felder auffressen soll.

Ja, es war eine eigene Zeit. Auch das Eisen kannte man damals noch nicht. Die bronzenen Waffen und Schmuckstücke in unserem Schatz und die der alten Geschlechter sind alle aus der Zeit. Auch die goldene Doppelaxt am Externstein, dem großen Felsen da vorn, gehört dazu. Sie ist ja auch bis heute das Abzeichen der Fürsten und Goden geblieben."

Der Gode schwieg einen Augenblick und begann dann von neuem:

„Ja so; du wolltest noch wissen, wie wir hier in die Steine gekommen sind. Das ist einfach erzählt. Als die Ahnen anfingen, das Feld zu bestellen, mußten sie genau den Tag wissen, wann es Frühling wurde und wann das Korn reifte.

Zuerst haben wohl die Bauern jeder für sich beobachtet und haben wohl auch darüber gesprochen. Aber seit etwa sechzig Geschlechtern haben schon die Thoringe drüben im flachen Land die Sterne angemerkt, die zu Frühling immer wiederkehren. Schließlich achteten die Alten, die zu alt für Kampf und Wirtschaft waren, immer wieder darauf. Du weißt ja auch, daß wir Alten weniger Schlaf brauchen als ihr Jungen. Da kommt das Sterngucken von selbst.

Dann wurde erst der Hof drüben auf der anderen Seite des Gebirges angelegt. Etwas später baute man diesen Raum in die Externsteine. Und wieder eine Zeit danach wurde die Höhle in dem großen Felsen ausgehauen.

Es ist nämlich so, daß wohl die Sterne drüben auf dem Hofe besser gesehen werden können. Deshalb nennen wir ihn ja auch den Sternhof. Aber für die Sonnen- und Mondpeilungen braucht man einen hohen Ort. Das sind eben die Steine. — Als dies Gemach ausgebrochen wurde, richteten wir es auf den Tag der Sommerwende aus. Du weißt ja, daß der für unsere Bauern am wichtigsten ist. Was zu Mittsommer zum Beispiel noch keine Frucht angesetzt hat, das bleibt meist völlig taub. So mußten wir deshalb schon den Tag festlegen können. Wir können hier



vom Maitag, an dem das Vieh ausgetrieben wird, bis Mittsommer und dann wieder bis Erntebeginn den Sonnenweg hier verfolgen. Du weißt ja selbst, wie die Sonne genau bis in die Mitte der Wand dort hinten scheint und genau in dem Knick umkehrt. Übermorgen nacht kannst du auch sehen, daß der Mond hereinscheint und dann hier, etwas neben den weitesten Sonnenort, seinen Schatten wirft. Aber das kommt nur alle

neunzehn Jahre einmal vor, daß er so weit herumkommt. Zu einer bestimmten Zeit scheint er auch genau auf den Sonnenort."

Bei den letzten Worten hatte der Gode aus einer Wandnische ein schön geformtes Gefäß genommen. Wie ein großer aus Ton gebrannter Eierbecher sah es aus, war zwei Spannen hoch und oben mit Fell überzogen. Das Merkwürdigste aber waren die Striche und Kreuze, Kreise und Ringe, mit denen die Handpauke bedeckt war.

„Siehst du," sagte der Gode, „das sind die ältesten Kalender, die wir noch haben. Die Thoringe drüben haben sie aufgestellt und berechnet. Der hier mag dreitausend Winter alt sein."

Er zeigte dem jungen Mann, wie man daran das Jahr, den Mondwechsel und die Zeiten berechnen konnte, in denen einzelne Sterne umliefen, und fuhr dann fort:

„Hier an dem Punkte der Sonnenwende siehst du ein merkwürdiges Zeichen: zwei Halbkreise, die nach unten offen sind. Da, wo sie zusammenstoßen, geht zwischen ihnen ein langer Strich nach unten. Das ist einer der ältesten Weltenbäume, die wir kennen; denn so heißt dies Zeichen. Rechts und links davon siehst du zwei Sonnen. Und das Ganze zeigt an, daß hier die Sonne durch die Wenden geht. Siehst du, so:"



und damit zeichnete er mit Kohle die Zeichen an die Tafel, auf der er sonst seine Berechnungen anzumerken pflegte.

„Aus dem zusammengefügten Zeichen wurde dann das rechts stehende, das in den Fels gehauen ist."

„Aber," warf der Jüngling ein, „ich dachte immer, daß die goldene Doppelaxt an dem großen Externstein der Weltenbaum ist."

Der Alte lächelte:

„Das ist er auch. Später zeichneten wir als Sonnenwendzeichen nicht mehr dies hier auf, sondern die Richtpunkte, die wir im Gelände festgelegt hatten. Wenn wir die mit Strichen untereinander verbanden, wurde das das Bild einer Doppelaxt.

Das goldene Bild dort unten hat aber seine eigene Geschichte. Eine solche Axt war lange Zeit das ausschließliche Abzeichen des Königs, wie ja auch von den Asen nur Donar sie führt.

Uns und unseren Stein haben nun lange Zeit die Fürsten und Heerkönige aus Siegmars Geschlecht betreut. Für sie ist der Gode der Steine zuerst Gesetzessprecher und Hüter des Heiligtums gewesen. Später wurden wir es dann für den gesamten Cheruskerbund. Darum stehen wir seit jeher mit ihnen in einem besonders freundschaftlichen Verhältnis. Sie haben früher öfter den Weg zu uns gefunden als jetzt, wo Segestes die Freundschaft der Römer erbettelt und Hermann Siegmarssohn seit langem in Italien ist. Aber genug davon.

Ein Siegmar schenkte uns das Zeichen. Er war ein fröhlicher Herr, wie alle seines Geschlechts. Und wenn ihn auch seit langem die Erde deckt, so erzählen sich von seinem fröhlichen Herrensinn immer neue Geschlechter. Auch du wirst in deinem Leben noch manches von ihm und seinem Frohsinn hören. Aber Siegmar konnte nicht nur lachen. Er war ein Weiser und kannte unsere Kenninga, unsere Worte und den Nebensinn, den wir ihnen beilegten. So gab er uns die Axt als sein Herrscherbild und als unseren Weltenbaum und gab damit unserem Stein einen neuen Namen. Bis dahin hatte er Eggsternstein geheißen, als der Sternstein am Eggegebirge. Jetzt war es der Stein mit der Exter, mit der Axt.

So war er, der Siegmarssohn. Wie er gerne lachte, so schenkte er freudig. Sein Gefolge war das reichste weit und breit. Wie er, so sind alle Siegmarssöhne gewesen: sie lachen gern und geben gern, beides herrenhaft und vornehm, im Guten wie im Bösen.

Ein Siegmarssohn schenkte auch den großen Tisch hier, den silbernen mit den goldenen Ringen, auf denen genau das Jahr und seine Sterne aufgezeichnet sind. Hier ist der Morgenstern und dort der Holzstern, der Stern des großen Jahres, wie er auch geheißen wird, und hier sind Sonne und Mond ...

Ach ja," unterbrach er sich seufzend, so daß der Junge befremdet aufsah:

„Was ist Euch, Gode?"

Einen Augenblick zögerte der und sagte dann leise:

„Es geht von dem Tisch die Rede, daß er einmal von einem Feinde erbeutet und zerstört wird, der aus dem Westen kommt. Wenn ich die

Legionäre jetzt herumlaufen sehe, meine ich manchmal, es wäre wohl so weit. Und das möchte ich doch nicht gerne erleben."

Beide schwiegen und sahen nachdenklich auf die kunstvolle Arbeit, als hinter ihnen jemand sagte:

„Dazu muß doch wohl erst der Siegmarssohn seine Einwilligung geben, nicht wahr, Gode? Denn das geht ihn ja sozusagen auch an, wenn der Römer hier Beute machen will."

Gleicherweise überrascht, wendeten die beiden sich um, der Gode etwas erzürnt und erstaunt, daß ein Fremder so ohne Anmeldung und ohne sein Wissen hier eindrang. Doch dann schlug der Ärger um:

„Hermann, Junge, bist du das wirklich?"

Und der lachte aus vollem Halse:

„Ja, Gode, ich bin's immer noch! Wenn du es auch zehnmal nicht glauben willst. —

Aber ich habe ein Anliegen an dich. Das muß ich sofort anbringen, sonst drückt es mir das Herz ab."

Der Gode ging auf den scherzhaften Ton ein und winkte seinem Gehilfen zum Gehen:

„Dann laß uns nur allein. Denk einmal das Unglück aus, wenn Hermann Siegmarssohn kein Herz mehr hätte."

Allein gelassen, schwiegen beide, bis der letzte Schritt des Fortgehenden auf den steinernen Treppen verhallt war. Dann fing Hermann wieder an:

„Ich habe schon eine ganze Zeit hinter der Türe gestanden und habe zugehört, Gode. Mir waren die alten Geschichten wie ein Willkommensgruß der alten Heimat. — Weißt du, wenn man so lange da unten bei den Römern und Welschen ist, dann wird's einem doch etwas wirr im Schädel.

Rom, Rom und nochmals Rom! Rom ist der Mittelpunkt der Welt nach seiner eigenen Meinung. Und demgemäß besieht man sich dort alles Geschehen unter dem Gesichtspunkt, ob es Rom nützt oder schadet.

Menschen? Völker? Kommt gar nicht in Frage. Rom ist die Hauptsache. Rom ist Trumpf!

Weißt du, bei uns wird ja auch gekämpft. Aber das ist doch so: Brauchen wir Land und haben nichts, dann nehmen wir es uns. Wir fragen im Guten an. Wollen die andern nicht, na, dann gibt es eben Krieg. Siegen wir, sind wir die Herren. Verlieren wir, sind sie es. — Aber

Rom führt Krieg ohne Grund, ohne Sinn und Verstand. Das heißt, ein Grund ist doch dahinter: Es muß Krieg führen, weil seine ganze Herrschaft nur mit Krieg erhalten werden kann. Rom braucht kein Land für seine Leute. Rom will Herr über uns sein.

Denn jetzt gilt es uns. Was sonst an Völkern da ist, ist mehr oder weniger Rom hörig. Wir sind's noch nicht. Deshalb sind wir jetzt dran. Wie wir heißen, was wir wollen, ist gänzlich gleichgültig. Rom braucht eine neue Provinz, die hier in Germanien liegt, also...

Wir haben uns ja gewehrt. Wir haben sogar manchmal ein paar Legionen geschlagen und aus dem Land gejagt. Aber weißt du, eins ist mir da unten aufgegangen. Das allein tut's nicht. Wir dürfen die Legionen nicht bloß besiegen. Wir müssen sie vernichten. Nicht einer von den Kerlen darf herauskommen aus unserem Land. Am besten ist auch, es liefe überhaupt auf germanischem Boden keiner mehr herum. Darum muß am Rhein genau so mit ihnen aufgeräumt werden, wenn wir sie hier los sind. Vernichten, totschlagen, fort mit ihnen, als wenn sie nie gewesen wären.

Anders gibt Rom keine Ruh."

Er war aufgesprungen und sah durch das Rundfenster. Dann wandte er sich wieder um zu dem noch immer schweigenden Goden:

„Vielleicht denkst du, ich wäre ein Narr, vielleicht toll, weil ich nicht mehr von Krieg und Kampf rede, sondern von Vernichten. Aber glaub's mir. Ich kenne sie. Sie lassen nicht locker. Wirf sie hundertmal heraus aus dem Land. Sie kommen hundertundeinmal wieder. Da hilft nur die Vernichtung.

Mein Ohm freilich denkt anders. Segestes stellt sich gut mit ihnen und meint, ihm könnte es nicht fehlen. Aber so klug er sich damit dünkt, sie gehen über ihn im selben Augenblick hinweg, in dem sie die Macht in der Hand haben.

Rom wird unser Feind bleiben, bis einer von uns beiden ausgelöscht ist. Rom oder wir. Etwas anderes gibt es nicht. Und deshalb fort mit Rom!"

Wieder schwieg er, erschöpft und erregt durch die Aussprache dessen, was ihn im tiefsten Herzen bewegte. Nach einem kurzen Schweigen antwortete der Gode, langsam und bedächtig:

„Wie ich über Rom denke, weißt du, Hermann. Aber sieh, ich bin ein alter Mann und habe die Menschen kennengelernt. Deshalb machen mich deine Gedanken unruhig. Meinst du, daß die anderen ringsum genau so denken werden wie du? Ich kann's nicht recht glauben. Sie sind Bauern und kümmern sich um ihr Feld. Solange der Römer sie nicht zu sehr schindet und drückt, werden sie fluchen, vielleicht auch hier und da zur Waffe greifen. Aber zu einem Vernichtungskampf, wie du ihn willst, werden sie die Hand nicht bieten."

„Das ist wohl recht," sagte Hermann, „ich habe mir das auch überlegt. Sie müssen mitgerissen werden. Sie dürfen vorher gar nicht wissen, worauf es ankommt. Aus einem Losschlagen muß die Vernichtungsschlacht werden, die den Römer nicht mehr aus dem Lande herausläßt. Das ist übrigens der Grund, weshalb ich heute schon zu dir komme. Auf heute abend habe ich verschiedene Häuptlinge und Fürsten gebeten. Wir wollen beraten und uns schlüssig werden, in welcher Art und mit welchen Mitteln wir den Krieg beginnen und zu gutem Ende führen können. Wo wir auch sonst zusammenkommen, fällt es auf. Fast kann man ja dem eigenen Nachbarn nicht mehr trauen. Aber daß wir zu Mittsommer hier sind, bevor wir zum Thing auf die große Burg gehen, ist bekannt und wird deshalb nicht weiter beachtet werden. — Nur," und nun zögerte er beim Sprechen etwas, „du mußt mir Eingang geben in die Höhle im großen Felsen. Das ist wohl der einzige Ort, wo wir ganz sicher sind vor Lauschern."

Der Gode wiegte nachdenklich den Kopf.

„Gut," sagte er schließlich, „an meinen Bedenken soll die Sache nicht scheitern. Kampf für die Freiheit ist schließlich auch Dienst am Göttlichen. Also: für heute nacht steht dir die Höhle zur Verfügung. Daß ich dir einen guten Beginn und gutes Gelingen wünsche, brauche ich dir nicht erst zu sagen."

Als der Abend hereindunkelte, standen der Gode und Hermann an dem großen Felsen, der schon in tiefem Schatten lag. Hell funkelte an dem dunklen Gestein die goldene Axt. Über das Felsenbild daneben huschten die unruhigen Lichter der Fackel, die Hermann trug.

„Der Weltenbaum," sagte er nachdenklich. „Der Weltenbaum. Was

wohl die Norne spinnen mag, die nach den Liedern an seinem Fuße sitzen soll?"

Der Gode lächelte: „Fragst du nach Nornen und Liedern, Hermann? Das ist mir neu an dir."

Da schüttelte der andere den blonden Schädel:

„Nein. Ich habe meine Sache auf mich gestellt. Ich brauche weder Gott noch Norne. Meinen Weg muß ich selber gehen und kann deshalb nur an mich selbst glauben. Wenn ich mich auf Nornen verlassen müßte, dann könnte ich's nicht.

Sieh ihn dir an, den Weltenbaum. Seine Wurzeln sind Schlangen und Drachen, wie es die Lieder vermelden. Mitten unter dem Gewürm liegt Loki, neben ihm sein Weib Sigyn. Er ist gefesselt, weil er sich gegen die Himmlischen empörte. Gut so, und ihm ist recht geschehen. Aber siehst du, er ist doch ein Kerl, der nicht kuscht, sondern das von Anfang an verlorene Spiel durchspielt. Nun liegt er da unten, und über ihm steht der Weltenbaum mit Adler und Habicht, mit Sonne und Mond. Und letzten Endes möchte man doch beinahe meinen, daß Loki die Erde ist, aus der seine Wurzeln Nahrung holen."

Nach kurzem Schweigen antwortete der Gode, langsam und nachdenklich:

„Ich verstehe dich nicht ganz, obwohl ich doch manchen Menschen in einem langen Leben kennenlernte, und obwohl du nicht der erste bist, der sich auf eigenes Können verläßt. Nur das eine weiß ich bestimmt: Wenn du die Kraft hast, ganz auf dich selber zu stehen, dann wird dir dein Vorhaben gelingen, dann wirst du den Römer vernichten können und das Land befreien."

Er schwieg wieder und begann nach einigen Minuten von neuem:

„Eggsternstein heißt der Felsen, in den du heute abend gehen willst. Landläufig gibt es nur zwei Erklärungen für dies vieldeutige Wort, und man bezieht sie auf die Sterne oder auf die Axt dort oben. — Aber eigentlich ist es der Drachenfelsen, der Stein der Echsen. Und die alten Frühjahrsspiele, der Drachenstich, den wir jetzt vier Wochen nach der Frühlingsgleiche begehen, wenn die Mainächte beginnen, die waren einst hier am Felsen. Durch die tiefen Schrunden und Risse aus der Höhle kam der Wurm. In die Höhle gehst du jetzt mit deinen Freunden.

Nimm's als ein Zeichen, daß du einen anderen Drachen jetzt besiegen willst.

Doch deine Gäste kommen. Geh allein zu ihnen. Es ist besser, daß ich nicht im Spiele bin; denn was ein Mann allein ersinnt und anfängt, das soll er auch vor den anderen allein tragen."

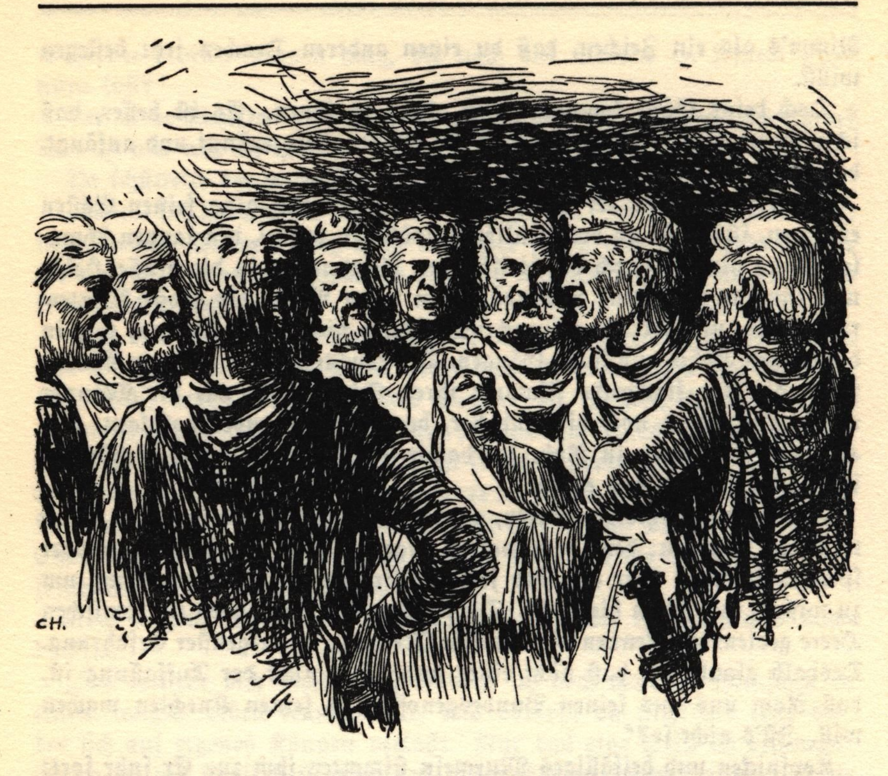
Er verschwand in der Dunkelheit, und Hermann ging seinen Gästen entgegen, führte sie an den dunklen Felsblöcken vorbei, den langen schmalen Gang hinauf, durch die vielfältigen Windungen in die große Höhle und dann in die kleine Nebenhöhle, in deren Wand die große Winterrune stand, und wo die gesprochenen Worte nicht mehr klangen, wie in der großen Höhle und ihren Gängen. Die Leuchte stieß er in einen Wandspalt, daß die flackernde Flamme ihren Schein über alle die Männer warf. Die traten noch hin und her, begrüßten einander halblaut, und Hermann sah ihnen in Ruhe zu, damit sie nachher Zeit und Gehör für ihn hätten. Dann hob er an:

„Ich habe euch hierhergebeten, an diesen Ort, wo wir sonst zur Winterwende hergehen; denn wir wollen ungestört und ungehört zueinander sprechen können. Wir alle sind jung. Wir alle sind Krieger genug, um zu wissen, was Rom hier will. Die meisten von uns haben im römischen Heere gedient und kennen die römische Meinung aus eigenster Erfahrung. Deshalb glaube ich, daß nicht einer unter uns nicht der Auffassung ist, daß Rom uns aus seinen Bundesgenossen zu seinen Knechten machen will. Ist's nicht so?"

Kopfnicken und beifälliges Murmeln stimmten ihm zu. Er fuhr fort:

„Wie ist's am Rhein gewesen, in Pannonien, in Gallien? Überall kam der Römer und nannte sich Freund. Dann mischte er sich hier und da in Dinge, die ihn nichts angingen. Schließlich suchte er Streit, und dann waren die Völker einmal frei gewesen. Denn dann ließ er nicht eher locker, als bis er sie unterworfen hatte.

Mein eigener Ohm Segestes sucht ja schon Anschluß. Der Römer nimmt ihn natürlich an und benutzt ihn, solange er ihn brauchen kann. Und er wäre ein Narr, wenn er es nicht täte. Aber wenn der Römer hier erst einmal Herr ist, dann wird's den Römerfreunden nicht anders gehen als uns auch. Denn Rom will nicht nur unser Land und unser Hab und Gut. Rom will uns selbst und unsere Freiheit dazu. Seine Knechte



sollen wir sein, seine Sklaven, die dafür schuften, daß der Imperator in Rom einen guten Tag lebt — und unsere Jungmannschaft sollen wir hergeben, damit andere Völker genau so unterdrückt werden wie wir. Deshalb wollen wir uns klar darüber sein, daß wir nicht nur unsere Häuser und Höfe zu verteidigen haben, sondern in allererster Linie unsere Freiheit und die Freiheit des gesamten Volkes, auch die Freiheit der noch Ungeborenen.

Deshalb genügt es nicht, daß wir den Römer aus dem Land verjagen. Er käme morgen schon wieder. Wir müssen ihn vernichten. Nicht einer darf herauskommen, nicht einer den nachfolgenden den Weg in unser Land je wieder zeigen können. Fort mit ihnen!

Wenn es so steht, daß die Wahl zwischen Rom und unserer Freiheit zu treffen ist, dann, denke ich, ist sie nicht schwer. Und ich meine auch, daß ihr bestimmt nicht Rom wählt."

Diesmal war das „Nein" so laut, daß selbst die klanglose Stille der Höhle widerhallte.

„Ich dachte es mir. Und deshalb habe ich euch hergerufen. Im Lande mehrt sich der Unwille, seit der neue Statthalter Varus die Römer führt. Es wird nicht lange mehr dauern, bis es wieder zu Streitigkeiten kommt, die auch unsere Bauern aufrütteln. Sie werden jetzt freilich noch warten. Die Ernte muß erst herein; denn sonst sieht es im Winter bös aus. Das ist also gegen das Ende des Erntemonats, etwa um die Nornentage herum. Dann müssen wir so weit sein, daß wir einen Schlag gegen die Römer führen können, von dem sie sich nicht so bald erholen. Deshalb ist es vielleicht gut und angebracht, wenn wir mit erfundenen Streitigkeiten zu Varus gehen und ihn um sein Urteil befragen. Er glaubt sich dadurch sicher, glaubt an seine Herrschaft im Lande, und wir können uns in Ruhe umsehen im Lager, Besatzungsstärken und Unterbringung der Mannschaften, Offiziere, die Lagerräume und Wachen erkunden, und was es da sonst noch zu erfragen gibt.

Um die Nornentage zieht sich der Römer stets auf die Hauptfestungen zurück. Die Außenposten werden eingezogen. Wahrscheinlich wird er das Lager bei der Grotenburg besetzt halten und den größten Teil der Legionen an den Rhein zur Ablösung herannehmen.

Daß wir um diese Zeit ein großes Thing auf der Burg haben, wissen die Römer. Das fällt also nicht auf. Er selbst pflegt ja seine Gerichtstage mit unseren zusammenzulegen. Dazu kommt, daß um die Zeit der Geburtstag des Kaisers gefeiert wird. Das gibt also eine Gelegenheit, so viele Menschen, wie nur irgend herangeholt werden können, an und in das Lager zu bringen, ohne daß es auffällt.

Dann müssen wir zusehen, je nach Gelegenheit, ihn im Lager oder beim Abmarsch anzugreifen. Sein Weg geht durch die Dörenschlucht; denn das ist die kürzeste Verbindung über das Gebirge. Die muß abgeschnitten werden. Verlegen wir diesen Durchgang, dann können wir die Legionen in den Wald hereindrücken, wo und wie wir wollen. Dabei können wir sie, je nach unserer Truppenmacht, abteilungsweise oder als Ganzes er-

ledigen. Dazu können wir auch die Bauernaufgebote brauchen; denn auf den Krieg verstehen sie sich.

Je mehr wir von den Römern beim ersten Ansturm zusammenhauen können, desto mehr Bauern werden die gute Gelegenheit benutzen, um ebenfalls abzurechnen. Darauf kommt es aber an. Daß wir die Führung in der Hand haben, ist selbstverständlich; denn die Bauernschaften haben sich noch stets den von uns geführten Stoßtruppen angeschlossen. Es kommt also darauf an, die ersten Kämpfe mit unbedingter Sicherheit zu unseren Gunsten zu entscheiden.

Das wird nicht allzu schwer werden. Varus hat zu seiner Verfügung drei Legionen. Nach den neuen Bestimmungen soll eine Legion zehn Kohorten zu sechs Zenturien stark sein. Das wären also sechshundert Mann für die Kohorte und sechstausend für die Legion. Im ganzen hat Varus also achtzehntausend Mann. Mit der Reiterei brauchen wir nicht weiter zu rechnen; denn die ist zu schwach. Jede Legion hat jetzt vier Turmen, also hundertzwanzig Reiter. Das sind demnach für das gesamte Heer dreihundertsechzig Mann. An Hilfstruppen und Troß schätze ich weitere dreitausend Menschen; aber die werden als Kampfstruppe nicht in Frage kommen. Das wären also auf römischer Seite rund einundzwanzigtausend Mann. — Wir haben dagegen für die ersten Kampfabschnitte nur unsere persönlichen Gefolge, die meines Wissens etwa fünfundvierzig Hundertschaften, also viertausendfünfhundert Mann zählen. Wir haben für die Folge ziemlich sicher mit dem gesamten Heerbann zu rechnen, der gut und gern fünfzehn bis zwanzig Tausendschaften ausmacht. Wir würden also in den Endkampf mit annähernd gleichen Stärken gehen.

Ernsthaft ist zu überlegen, ob der Angriff auf das marschierende Heer oder auf das Lager angesetzt werden soll. Können wir in das Lager eindringen, so haben wir verhältnismäßig leichtes Spiel; denn wahrscheinlich werden größere Abteilungen überhaupt nicht aus den Lagergebäuden sammeln können. Zudem kann sich der Römer nicht in der gewohnten Schlachtordnung aufstellen. Schwierig ist nur, wie gesagt, in das Lager zu kommen. Stürmen können wir es kaum. Denn die Wachen sind doppelt geschützt, einmal durch die Spitzgräben, die sie anwenden, wie wir auch, das andere Mal durch die Balkenbefestigungen auf dem Wall. Ehe

wir die überklettert haben, steht sicher das ganze Lager unter den Waffen. Wir müssen also eine Überrumpelung versuchen. Ob das möglich ist, müssen wir abwarten.

Vor den Waffen habe ich keine Sorge. Unser Schwert ist länger als das römische. Und unsere Lanzen und Speere messen auch eine Armeslänge mehr.

Ich will nun wissen, ob ihr alle einverstanden seid und ob ihr mittun wollt. Weiter: wir müssen dann einen Führer haben, der die ganze Schlachtanlage in großen Zügen durcharbeitet, nach dessen Befehl jeder einzelne von uns mit seinem Heerhaufen eingesetzt wird und der unbedingte Befehlsgewalt hat, damit im Notfalle eine rasche Entscheidung von ihm getroffen werden kann. Auch darüber müssen wir uns schlüssig werden."

Es war eine lange Stille nach diesen letzten Worten. Und als Hermann prüfend die Männer ansah, merkte er, wie sie sich mit den Gedanken auseinandersetzten, die er ihnen da entwickelt hatte. Schließlich tat einer den Mund auf:

„Was du da sagst, Hermann, ist richtig. Ich gehe mit. Ich halte auch dafür, daß du uns führst. Du hast den Gedanken zuerst gehabt. Und was du jetzt zu uns sagtest, ist im großen ganzen schon der Feldzugsplan. Drum meine ich, daß du auch der Mann bist, der ihn ausführen muß. Deshalb unterstelle ich mich deinem Befehl und denke, die andern tun's auch."

Das Klirren der Waffen verriet, daß alle so dachten. Und als nun der Sprecher einen nach dem andern befragte, stimmte jeder einzelne ausdrücklich noch einmal zu und verpflichtete sich zum Gehorsam Hermann Siegmarssohn gegenüber, bis der letzte Römer aus dem Lande herausgeworfen sei.

„Ich nehme eure Wahl an," sagte Hermann. „Und ich nehme euch nun in Pflicht, mir zu gehorchen und zu schweigen gegen jedermann, bis der Römer vernichtet ist. Geht ins Land und sprecht mit den Freien und Bauern, reizt sie zum Widerstand gegen Rom. Schult eure Gefolge schärfer als je zuvor und nehmt die Jungmannschaften der Dörfer dazu, wo ihr es irgend könnt. Sucht Freundschaft mit den Römern, seid ihnen ins Gesicht herein freundlich und horcht sie aus, fragt sie nach allem, was

uns dienen kann. Tut so, als bildetet ihr Hilfstruppen für sie aus. Und seid vorsichtig, daß sie nicht argwöhnisch werden.

Alle Vollmonde werden wir uns hier treffen, um zu wissen, wie weit wir sind und um zu beschließen, was weiter geschehen soll. Vom letzten Vollmond ab werden wir uns täglich sprechen; denn die letzten Wochen werden schwere Arbeit von uns verlangen.

Ich selber aber verpflichte mich, nicht zu ruhen und zu rasten, euren Willen in die Tat umzusetzen und mich durch nichts hindern und abhalten zu lassen, weder im Guten noch im Bösen."

Der Sommer ging. Das Korn reifte auf den Feldern. Die Bauern schnitten den goldenen Segen und fuhren ihn in die Scheuern. Tiefer Frieden lag über dem Land.

Der alte Gode von den Externsteinen traute dem Frieden aber nicht so recht. Manches Mal hatte er hier und da etwas gehört, wohl auch gesehen, was schlecht dazu paßte. Und manchmal hatte er auch lächelnd festgestellt, daß sein junger Freund, Hermann, tatsächlich wohl das ganze Land in Aufruhr gegen die Römer setzen könnte. Denn daß letzten Endes all die zitternde Unruhe im Gau dessen Werk war, schien ihm ausgemacht.

Heute saß er friedlich auf dem großen Felsen vor seiner Wohnung und sah in das abendliche Land hinaus, als er durch feste Schritte aus seinen Gedanken aufgescheucht wurde. Er wendete sich um und sah einen älteren Mann herankommen. Die reichen Waffen verrieten den Vornehmen. Als er vor dem Goden stand, flog über dessen Gesicht ein unmerkbarer Schatten:

„Segestes?! — Ihr seid für einen Siegmarssohn ein seltener Gast bei mir."

Kühl sah der Fürst ihn an. Kühl klang die Antwort:

„Ich habe wenig hier zu schaffen. Wenn ich komme, so geschieht das, weil ich erfahren habe, daß Verräter hier Zuflucht und Schutz gefunden haben."

„Verräter? Fürst, wer hierher kommt, ist ein guter Cherusker. Meiner Lebtage ist hier noch kein Verräter an der eigenen Art gewesen. Wenn du also meinst, daß hier ein Volksfeind Schutz gefunden hat, so mußt du schon seinen Namen nennen. Vielleicht kann ich dir dann Auskunft geben."

Segestes fuhr unter den hohnvollen Worten auf, faßte sich dann aber sofort wieder:

„Es wird im Lande davon geredet, daß mein Neffe Arminius oder, wie Ihr ihn nennt, Hermann Siegmarssohn, Anschläge gegen unsere römischen Bundesfreunde schmiedet, und daß er mit seinen Spießgesellen hier an den Steinen zusammenkommt."

Der Gode antwortete ruhig:

„Wer von den Cheruskern hierher kommt, findet Aufnahme und Gastrecht. Wer es mißbraucht, den weise ich als Gode fort. Hermann Siegmarssohn ist mir jederzeit willkommen, wie auch seine Freunde; denn zu allen Zeiten haben die Siegmarssöhne und die Goden von den Externsteinen gute Freundschaft gehalten. Was er mit seinen Freunden zu sprechen hat, kümmert mich nicht. Wenn sie lieber Cherusker als Römer sind, so kann ich das nicht tadeln. Ich sehe sie lieber hier als Römlinge."

Der Fürst sah ihn wortlos voll Haß an und ging. Nach ein paar Schritten blieb er stehen und drehte sich halb zurück, als wollte er noch etwas sagen. Aber nach kurzem Zögern ging er weiter seines Weges. Der Gode war ihm zuerst mit den Blicken gefolgt und nahm nun seinen alten Sitz wieder ein, besorgt über diese Unterredung nachdenkend. So fand ihn nach einiger Zeit Hermann. Er berichtete ihm kurz von dem Besuch und den gewechselten Worten.

„So," sagte der. „Da können wir also auf eine Überraschung gefaßt sein. Denn Segestes wird seine Weisheit nicht für sich behalten. Aber Erfolg soll er doch nicht haben. Denn dazu ist die Zeit zu kurz, die er noch hat."

Als die anderen Verschworenen nach und nach gekommen waren, erzählte er ihnen das Geschehene und fuhr fort:

„Wie ich meinen Ohm einschätze, wird er heute oder morgen an Varus berichten. Indessen setzt Varus volles Vertrauen in mich, nicht zuletzt deshalb, weil ich römischer Bürger und Offizier bin. Trotzdem kann uns die Sache unangenehm werden. Darum müssen wir Vorsorge treffen, damit nicht zu guter Letzt alles umsonst gewagt ist.

Unser Plan muß deshalb eine Kleinigkeit geändert werden. Ich hatte ja zuerst vorgesehen, daß einige unserer Gruppen die römischen Sicherungsposten an den Weserübergängen bei Rinteln und Hameln angrif-

sen, so daß dort Aufstände vorgetäuscht würden. Wir müssen das nun so abändern, daß etliche unserer Leute scheinbar den Römern zu Hilfe kommen. Geht der Bericht darüber im Lager ein, dann ist eine Warnung von Segestes verpufft; denn solche Waffenhilfe spricht zu sehr für unsere Ergebenheit, als daß Varus sich nicht damit beruhigte."

Als am andern Tage die Landsgemeinde sich auf der großen Burg auf dem Teutberge sammelte, kam auch Hermann Siegmarssohn mit seinem Gefolge. Nachdem er seine Freunde begrüßt hatte, ritt er ins römische Lager hinüber, begrüßte hier einen Offizier, warf dort einem Legionär ein Scherzwort zu, sah da oder dort wohlgefällig einer exerzierenden Abteilung zu und ließ sich dann bei Varus melden. Er wurde sofort vorgelassen und fand den Statthalter sichtlich mißgestimmt. Offenbar hatte er eben eine Unterhaltung mit Segestes gehabt, der mit schlecht verborgener Schadenfreude seinem eintretenden Neffen entgegensah.

„Höre, Arminius," begann der Statthalter nach einer kleinen Weile, „dein Oheim Segestes warnt mich vor einem Aufstand, warnt mich auch vor dir. Denn du sollst das Haupt dieses Aufruhrs sein. Ich kann's nicht glauben, hab's ihm auch gesagt. Aber da er auf seinen Worten besteht, muß ich dich fragen, was du dazu zu sagen hast."

„Je nun," meinte Hermann leichthin, „mein Ohm und ich ... wir stehen auf Kriegsfuß miteinander, so lange ich denken kann. Nun bin ich römischer Bürger, römischer Offizier geworden, während er nur freundschaftliche Beziehungen zu euch unterhalten kann. Da kann ich ihm auf eine Art seinen Ärger nicht verdenken. Daß er mich bei dir so grob anschwärzen will, ist, sagen wir, nicht gerade sehr schön. Aber da er nun einmal mein Verwandter und Bruder meines Vaters ist, wollen wir es gut sein lassen.

Allerdings: zum zweiten Male darf er mir so etwas nicht nachreden; denn dann müßte ich von dir verlangen, daß du den römischen Offizier und Bürger vor dem Gerede dieses Mannes schützt und notfalls mit Strafen durchgreifst."

Segestes war starr vor Empörung. Diese Dreistigkeit hatte er nicht erwartet. Dazu schien es ihm, als wenn Varus durchaus von Hermanns Reden überzeugt war. So versuchte er das letzte Mittel:



„Varus, was ich dir sagte, ist lautere Wahrheit. Ich beschwöre dich, daß du dich nicht von den Lügen meines Neffen beschwatzen läßt. Ich bin bereit, den größten Schimpf auf mich zu nehmen, um deiner Sicherheit willen. Laß mich mit sämtlichen Cheruskerfürsten und -häuptlingen in Ketten legen, bis du das Gebirge überschritten hast, sonst bist du ein verlorener Mann."

Varus sah unschlüssig auf den tief erregten Mann vor sich. Zögernd wandte er sich zu Hermann:

„Ich weiß nicht recht," sagte er, „es ist ja schimpflich, aber ... vielleicht — um diesen Tollkopf zu beruhigen —"

Da unterbrach ihn Hermann kalt und hart:

„Ich weiß nicht, was du da redest, Varus. Mich, einen römischen Bürger und Offizier, in Ketten legen zu lassen, weil ein törichtes Gerede von einem meiner Verwandten in die Welt gesetzt wird, weil Dinge über mich geschwatzt, die niemand, am wenigsten ihr Urheber, beweisen kann. Wie denkst du dir das eigentlich? Wenn das deine ernsthafte Meinung ist, dann werde ich mich über dich in Rom beschweren müssen, so leid es mir um dich tut."

Der Statthalter sah unbehaglich auf die beiden Männer, schweigend, schwankend, was er tun solle, als ein Offizier hereintrat und ihm flüsternd eine Meldung machte. Varus tat ein paar Zwischenfragen, halblaut und erregt. Der Offizier antwortete ebenso und trat dann nach einigen Minuten wieder ab. Der Statthalter wandte sich entschuldigend an Hermann:

„Verzeih die Störung, Arminius. Ein paar Leute von dem Rintelner Posten sind gekommen. Im Norden scheint es ernsthaftere Unruhen zu geben. Wir werden dich und deine Leute in diesen Tagen wahrscheinlich brauchen, um so mehr, als wir wieder einen neuen Beweis ihrer Tüchtigkeit erhalten haben, der dich vollkommen entlastet. Denn die Melder berichten, daß sie bei einem überraschenden Angriff der Aufständischen von deinen zufällig des Weges reitenden Leuten herausgehauen wurden.

Ich bitte dich deshalb, meine Worte von vorhin als nicht ausgesprochen anzusehen und zu vergessen."

Sich zu Segestes wendend, sprach er weiter:

„Ich kann mir nicht helfen, Segestes. Du hast wohl ein Gerücht als Tatsache aufgenommen. Vielleicht hat die Verstimmung zwischen euch beiden und die Abneigung gegen deinen Neffen dich dies Gerücht leicht glauben lassen. Daß es falsch ist, siehst du ja aber selbst. Denn seine Leute haben uns unterstützt, als sie leicht gemeinsame Sache mit den Aufrührern machen konnten, ohne daß wir es je hätten erfahren können."

Der Fürst ging nach kurzer Verabschiedung. Daß er gegen seinen Neffen nicht aufkommen konnte, daß das Unglück seinen Lauf nahm, war ihm klar geworden. So blieb nichts weiter, als die Dinge geschehen zu lassen.

Auf dem Teutberge und auf vielen der zahlreichen Höhen in der Umgebung brannte die ganze Nacht ein gewaltiges Feuer. Gelangweilt sahen die römischen Lagerposten zu den Lichtern und Bränden in der Runde herauf. Sie ahnten nicht, daß die feurigen Zeichen die Verschworenen benachrichtigten, daß das ganze Land dicht vorm hellen Aufstand war.

Am andern Morgen hingen tiefe Wolkenfetzen über den Bergen. Das Wetter war rauh und unfreundlich geworden. Die Verschworenen freilich freuten sich. Nun brauchte nur noch etwas Regen dazu zu kommen, dann würde man mit den Römern wesentlich leichtere Mühe haben.

Einstweilen freilich ging es darum, erst einmal die Legionen aus dem Lager herauszuwerfen. Hermann hatte deshalb dem Statthalter zugeredet, den Gerichtstag, der dieses Mal mit dem kaiserlichen Geburtstag zusammenfiel, im Freien mit entsprechendem Pomp abzuhalten. Auch der Nornentag, der jetzt bevorstände und der ein hoher germanischer Festtag sei, wäre aus diesem Grunde besonders geeignet, die römische Macht und den römischen Einfluß zu zeigen. Das sei auch gut angesichts des Aufstandes jenseits der Weser, weil damit nachdrücklich gezeigt würde, daß Rom durch solche örtlichen Streitigkeiten nicht beunruhigt werden könne. Varus war auf alle diese Vorschläge eingegangen; denn einmal liebte er das feierliche und öffentliche Gericht und andererseits wollte er dem Cherusker durch Entgegenkommen eine Genugtuung für das gestrige Gespräch geben. Deshalb hatte er sich auch damit einverstanden erklärt, daß Hermanns Hilfstruppen bereits in der Nacht in das Aufstandsgebiet abmarschierten und hatte für den Morgen, unmittelbar nach dem Gericht, den Abmarsch der Legionen befohlen.

So war am frühen Morgen noch alles in den Baracken am Packen, als durch die geöffneten Lagertore die streitenden Parteien zum Richter zogen. Einförmig floß Klage und Gegenrede, Frage und Antwort dahin, ab und zu unterbrochen von der schwungvollen Rede eines Advokaten, als mit einem Male Unruhe im Lager entstand. Waffen blitzten. Von der Lagerwache kamen Lärmrufe. Halbverwehte Kommandos klangen herüber, ohne daß zunächst sichtbar wurde, was eigentlich geschah. Die Gerichtsverhandlung stockte, und erzürnt fragte der Statthalter, was denn eigentlich geschehen sei. Aber die Antwort bleibt aus. Erst als sich

die klagenden Parteien mit einem Male vertragen und gemeinsam auf die Römer losschlagen, als so in seiner nächsten Nähe der Kampf beginnt, da fängt auch Varus an, die Geschehnisse zu verstehen und zu begreifen. Zu langem Nachdenken ist auch keine Zeit mehr. Von seinem Platz aus sieht er, daß Hermanns Sturmtruppen bereits die Wälle besetzt haben, daß über die ungeschützten Lagergrenzen und Mauern neue Angreifer kommen. Feuer flammt aus einzelnen Baracken auf. Die herausstürzenden Truppen kommen gar nicht erst zum Sammeln. Teilweise sind sie niedergemacht, ehe sie überhaupt begriffen haben, um was es sich handelt.

Das Lager ist in der Hand der Germanen. Das begreift Varus ohne weiteres. Und mit einem Male hat er seine Lage erfaßt. Hermann hat ihn schmählich getäuscht, hat ihn gestern noch belogen, hat ihm mit planvoller Absicht eingeredet, den heutigen Gerichtstag zur Feier des kaiserlichen Geburtstages mit besonderem Gepränge zu begehen. Er hat seine Leute nicht als Hilfstruppen fortgeschickt, sondern sie nach wohlüberlegtem Plan gegen das Lager zum Angriff eingesetzt.

Da gibt es nur noch einen Ausweg, nur eine Rettung, wenn überhaupt noch etwas zu retten ist. Das Lager muß aufgegeben werden, und die Truppe muß versuchen, über das nahe Gebirge zu kommen. Ist sie erst jenseits der Berge in der Ebene, dann ist sie als geschulte Einheit dem kleinen Germanenheer überlegen. — Unter diesen Gedanken schlägt sich Varus durch zu den Verbänden, die langsam aus dem Südtore herausdrängen und sich im Freien sammeln.

Unbehelligt lassen die Angreifer die Römer antreten, lassen sie den Troß mit dem Gepäck, den Kaufleuten, den Frauen und Kindern aus dem Lager. Es scheint, als ob sie mit dem Lager, vielleicht auch mit Plündern viel zu viel zu tun haben.

Als die erste notdürftige Ordnung in die Truppe gebracht ist, sieht Varus sich nach verfolgenden Gegnern um. Aber das sind nur schwache Verbände, die in der Hauptsache den Troß belästigen und ausweichen, wenn eine Abteilung Legionäre den Kampf aufnimmt.

Varus glaubt allmählich, daß Hermanns Streitkräfte doch zu schwach sind und daß deshalb ein planmäßiger Einsatz nicht mehr möglich ist. Denn offenbar ist man viel zu sehr mit dem Plündern des brennenden Lagers beschäftigt, als daß ein einheitlicher Befehl, wie beim Angriff

auf das Lager, durchdringen könnte. — Mit wachsender Sorge sieht er aber, wie sein Heereszug immer länger wird. Der durch die feindlichen Angriffe beunruhigte Troß bleibt immer weiter zurück. Die mühsam gesammelten Verbände beginnen zu zerreißen; denn immer öfter muß eine Zenturie zurückbleiben, um dem nachfolgenden Troß den Weg freizumachen. — Und Hermann? Er sieht Hermann nirgends, und das macht ihn unruhig. Zu gut ist ihm klar gemacht worden, daß Hermann die Seele des Aufstandes ist, als daß er die Sorge vor dessen Plänen loswerden könnte. Und wenn Hermann jetzt nicht bei den Verfolgungskämpfen ist, dann ist wohl anzunehmen, daß er irgendwo eine neue Überraschung vorbereitet.

Unter solchen Gedanken rückt man dem Walde näher, näher auch dem Engpaß der Dörenschlucht, hinter dem die freie Ebene liegt und die Rettung. Rettung! Einen Augenblick erschrickt Varus fast bei dem Gedanken. Soweit hat er bisher gar nicht denken mögen, daß er sich klar würde über das, was beim Mißlingen des Durchbruchs geschieht.

Inzwischen haben die ersten Verbände die Schlucht erreicht. Sie ist gesperrt. Frisch ausgehobene Wälle ziehen sich über die Straße. Abgeschlagene Bäume sind über die Fahrbahn geworfen. Aber noch zeigt sich kein Feind. Deshalb gehen die Truppen sofort daran, die wüsten Knäuel gefällter Bäume zu beseitigen, den Weg freizumachen. Varus atmet erleichtert auf, als sich auch da noch kein Feind zeigt. So kann sich ja auch gleichzeitig der langgezogene Heeresverband sammeln, um in dicht aufgeschlossener Marschkolonne nach dem Freiwerden der Straße durchzustoßen.

Da erhebt sich in seinem Rücken neuer Kampflärm. Jetzt sieht er auch, wie die Germanen von rechts dem Heere in die Flanke fallen. Er sieht, daß der Zug stockt und nicht mehr weiterkommt. Germanische Heerhaufen stoßen in der Mitte des Zuges durch und drücken ihn nach Süden ab gegen die Teutoburg, zwingen ihn zu wenden, und schon scheint er sich in einzelnen Abteilungen aufzulösen. Varus rast zurück. Er weiß, die Abteilungen in der Dörenschlucht sind vielleicht, nein, sicher verloren. Aber jetzt geht es um die Rettung der Hauptmacht. Das Heer darf nicht völlig zerschlagen und vernichtet werden. Greift er aber jetzt nicht ein, dann ist in wenig Stunden die Vernichtung eine geschehene unabänderliche Tatsache.

Mühsam bahnt er sich seinen Weg, entgeht mit knapper Mühe der Gefangennahme durch die durchgestoßenen Germanentruppen und bekommt dann schließlich mit maßloser Anstrengung den Heerhaufen wieder in die Gewalt. Er ordnet an, ein Lager aufzuschlagen. Und die todmüden Legionäre schanzen; denn sie wissen, daß es auf Leben und Tod geht.

Der Räumungstrupp in der Dörenschlucht ist inzwischen abgeschnitten worden. Die Germanen lassen die schanzenden Truppen im Lager zunächst in Ruhe und wenden sich gegen die Legionäre in der Schlucht. Die wehren sich, so gut sie können. Aber auf einen Haufen zusammengepreßt, von einem rasch auftauchenden und ebenso schnell wieder verschwindenden Gegner von allen Seiten angegriffen, gezwungen, stets nach oben zu kämpfen, ermüden sie rasch und werden im Laufe der Nacht in immer erneuten Angriffen von geringen germanischen Kräften aufgerieben.

Hermann ist ein Meister darin, seine Truppen anzusetzen und mit dem geringsten Aufgebot an Kräften seinen Zweck zu erreichen: größere Verbände aufzureiben oder wenigstens so zu fesseln, daß andere Abteilungen mit Erfolg angegriffen werden können. Ruhelos ist er von einem Brennpunkt des Kampfes zum anderen geeilt, ist hier und dort aufgetaucht, ermunternd, anfeuernd oder rasch eine vorläufige Entscheidung erzwingend, und dann weiter; denn er kann an anderer Stelle schon wieder nötig gebraucht werden.

Jetzt ist es Nacht. Eine kurze Ruhepause wird eingeschoben, damit vor allem das Pferd sich ausschnaufen kann. Und während dieses Ausruhens gehen die Gedanken schon wieder weiter, schlagen schon die nächsten Gefechte ... Varus ist sicher kein genialer Feldherr. Aber das weiß auch er, daß der beste Weg trotz aller Verluste die Dörenschlucht ist. Er muß dort durchbrechen, wenn er überhaupt ins Freie will, mag fallen, was will; denn das Heer muß er zu retten suchen. Deshalb wird er alle Kampfhandlungen des nächsten Tages darauf ablegen müssen. Und deshalb geht es für die Germanen zunächst darum, ihn dort endgültig abzuweisen. Dann gibt es nur noch einen Weg, der über den Paß bei Kohlstädt führt, fast an der breitesten Stelle des Waldes ... Und nun gehen die neuen Befehle an die germanischen Heerführer heraus. Teile bleiben in Stel-



lung in der Dörenschlucht. Von dort soll der erste Hauptstoß gegen die anmarschierenden Römer geführt werden. Die anderen, und zwar die stärkeren Verbände, müssen die Pässe an der Grotenburg und an der Falkenburg besetzen. Ist Varus an der Dörenschlucht noch einmal ab=

gewiesen, so wird er sicher versuchen, auf dem nächsten Paß durchzubrechen oder aber das Quellental der Berlebeck zu gewinnen. Und das muß auf jeden Fall verhindert werden; denn der Römer soll sich an den Bergen den Schädel einrennen.

Während so nach Hermanns Anordnungen die neuen Stellungen eingenommen werden, überdenkt auch Varus die Operationen, die am andern Tage zum Durchbruch nötig sind. Seine Verluste sind wesentlich größer, als er gedacht hat. Ein Fluch und ein heißer Zorn gelten bei dieser Feststellung dem Cherusker, diesem Arminius, der ihn so getäuscht und in diese Patsche gebracht hat. — Aber weiter: Morgen muß noch einmal der Durchbruch versucht werden. In der Dörenschlucht ist sicher noch die Sperre vorhanden. Ebenso sicher ist sie auch noch von Germanen besetzt, vielleicht sogar von ihrer Hauptmacht. Ein anderer Weg bleibt aber nicht. Denn soviel war bei der sinkenden Nacht doch noch zu sehen, daß die entsetzlichen Wege, die ins Donoper Tal führen, für die erschöpfte Truppe zu viel sind. Also — Durchbruch in der Dörenschlucht. Geht es dort nicht, so muß er am Gebirge nach Süden marschieren und dort den Durchgang zu gewinnen suchen. Wie solch ein Marsch allerdings ausgeführt werden sollte, war schlechterdings nicht auszudenken. Es war eine schwere Belastung des Heeres, daß Frauen und Kinder, Kaufleute und Händler beim Heere waren. Dazu kam der schwerfällige Troß, der vor allem durch die Kaufmannsgüter angewachsen war. Aber da konnte es dieses Mal keine Rücksicht geben. Mußten schon Nichtkämpfer als Hemmklotz mitgenommen werden, so konnte man sich doch von dem Troß befreien. Was das Heer nicht unbedingt an Wagen und Gepäck mitführen mußte, wurde eben verbrannt, vernichtet, stehengelassen — jedenfalls nicht mehr mitgeschleppt.

Der neue Morgen dämmert herauf. Er ertrinkt fast in dem gleichmäßigen Grau des Regens, der die ganze Nacht schon gefallen ist. Die Legionäre fröstelt es. Hungrig und verschlafen, das Hoffnungslose ihrer Lage ahnend, vermag nur der gewohnte Befehl und die langgeübte Zucht sie zum Angriff zu ermuntern.

Wie am Tage vorher, so ist auch dieses Mal in der Dörenschlucht kein Feind sichtbar. Zwischen den Straßensperren liegen in Haufen die Ge-

fallenen des gestrigen Nachtgefechtes, in der Hauptsache Römer. Das Bild ist entmutigend; trotzdem beginnen die Legionäre, die Straße zu räumen. Aber als eben die Verbände in einzelne Arbeitsgruppen eingeteilt und zergliedert sind, stürzen die nächst der Straße stehenden Bäume herab. Germanische Krieger, die bis jetzt an langen Seilen die gekappten Stämme hielten, greifen ungestüm die verstreuten Römer an. Und wie am Abend vorher ist auch dieses Mal trotz aller Gegenwehr die Truppe bis auf den letzten Mann verloren.

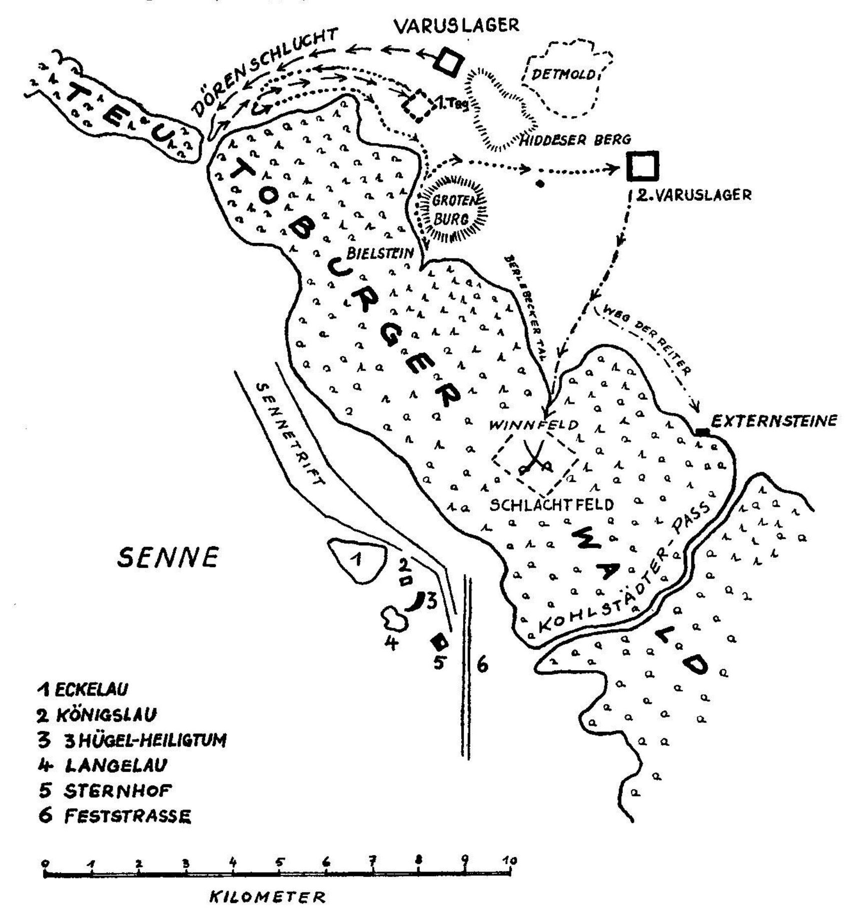
Varus gibt den Befehl zum Rückzug. Hier ist kein Durchkommen. Das sieht er ein. Deshalb kommt nur noch der Marsch am Fuße des Gebirges entlang in Frage, bis ein Paß den Weg öffnet.

So kommt er in das Tal zwischen Grotenburg und Bielstein. Wieder setzt er zum Durchbruch an. Die ermatteten und abgekämpften Leute suchen die Höhe des Bielstein und die Grotenburg zu gewinnen, um die beherrschenden Höhen in die Hand zu bekommen. Eine kurze Strecke können sie auch ohne feindliche Gegenwirkung bergauf klettern. Dann erscheinen auf dem Bielstein die ersten Germanen. Kurz danach kommen von der Grotenburg weitere Verbände. Fast kampflos lassen die Legionäre sich herabwerfen. Einzelne kämpfen mutig; aber es ist der Mut der Verzweiflung. Auf die Dauer ist gegenüber dem siegreichen Gegner kein Halten.

Varus ist unterdessen in das Tal eingerückt. Die Truppen marschieren in dicht geschlossener Ordnung, um nicht wieder sich zu verzetteln. Solange die Seitendeckungen auf dem Bielstein und der Grotenburg vorwärtskommen, geht der Marsch glatt vonstatten. Dann sieht man, wie die Legionäre dort oben ins Gefecht kommen, wie für sie ein Stehen und Halten auf dem aufgeweichten Boden unmöglich ist. Wiederum müssen sie von unten nach oben sich wehren. So werden die, die Widerstand leisten, rasch niedergemacht. Die meisten machen kampflos kehrt.

Und nun wendet sich der Stoß der germanischen Truppen gegen die Römer im Tale. Noch kann Varus die Hauptmacht aus der Falle herausziehen. Die Vorhut, das heißt alles, was schon in das Tal eingerückt ist, muß geopfert werden. — Durch germanische Verbände, die von der Grotenburg herunter Hauptmacht und Vorhut trennten, abgeschnitten, — ohne Aussicht, nach irgendeiner Seite durchbrechen zu können, kämpfen

die Römer einen verzweifelten Kampf. Sie wissen, daß ihre Gegenwehr aussichtslos ist. Aber sie wollen wenigstens so viele der verhaßten Gegner mit ins Jenseits nehmen, wie nur irgend möglich, und wollen ihre Soldatenehre verteidigen bis zum bitteren Ende. So wird der Streit an dieser Stelle ungewöhnlich heftig und blutig. Als der letzte Widerstand der Römer gebrochen ist, haben sie mit ihrer zähen Gegenwehr der Haupt-



macht wenigstens Luft genug geschafft, um aus der tödlichen Umklammerung der Berge wieder ins Freie zu kommen.

Varus hat die Ruhepause genutzt, die ihm der Kampf zwischen den Bergen brachte. Er ist nach Nordwesten marschiert und nimmt ein neues Lager ein zwischen Grotenburg, Büchenberg und Hiddeser Berg. Hermann hat mit den aus der Dörenschlucht herangeholten Verbänden ihn bis hierher verfolgt. Noch einmal läßt er ihm eine Nacht Ruhe; denn auch seine eigenen Leute brauchen Erholung. Zudem kann sich so die Verzweiflung besonders der Frauen und Kinder auf die Legionäre auswirken. Darum begnügt er sich damit, einen Wachtdienst einzurichten und läßt die Leute schlafen. Morgen ist der Römer am Ende, das ist sicher. In vierundzwanzig Stunden wird das römische Heer gewesen sein. Dazu heißt's heute die Leute schonen. Denn Varus wird sich über seine Lage ebenfalls im klaren sein und wird sich demgemäß bis zum äußersten wehren.

Hermann selber findet noch keine Ruhe. Zu sehr steht er im Kampfe, — zu gut weiß er, daß noch längst nicht alles geschafft ist, so gut die Schlacht bis jetzt auch steht und so zuversichtlich er der Entscheidung entgegensieht. Denn wenn das römische Heer auch grauenhafte Verluste erlitten hat, so wird es doch noch erbitterten Widerstand leisten können.

Einem vertrauten Freunde gibt er für Stunden den Befehl in die Hand, mit genauen Anweisungen für den unmöglichen Fall, daß Varus einen Nachtangriff wagen sollte. Dann sitzt er wieder im Sattel und reitet mit etlichen Haufen zu den Externsteinen. Dort läßt er die Leute ebenfalls ruhen, nachdem Wachen ausgestellt sind, und befiehlt ihrem Führer, einen etwaigen Durchbruchsversuch des Römers unter allen Umständen, unter Opferung des letzten Mannes im Notfall, zu vereiteln. Daß rechtzeitig Entsatz kommt, ist selbstverständlich.

Der Gode ist bei dem Hufgeklapper herausgekommen, das blanke Schwert in der Faust. Er begrüßt den jungen Fürsten und seine Leute und vermag doch kaum das Erschrecken zu verbergen, als er die vertrauten Züge seines Freundes ansieht. Das Gesicht ist hart und grau. Die Schatten unter den müden übernächtigten Augen sehen im Fackellicht noch tiefer aus, als sie wirklich sind. — Er eilt nach einer Erquickung, einem weichen Sitz. Aber der Fürst wehrt ab und trinkt und ißt nur hastig,

zwischen Sattel und Bügel, eine Kleinigkeit, während er dem Goden seine Anweisungen gibt:

„Laß noch einmal heute nacht die Feuermale brennen. Morgen muß alles, was Waffen tragen kann, beim Heere sein. Gib Nachricht, daß der Römer fast geschlagen ist, daß es nur noch um den Rest seines Heeres geht."

Mit einem kurzen Blick auf den Stahl, den der Alte noch immer in der Hand hat:

„Gode, laß die Schwertarbeit uns Jungen. Es möchte mancher dich ungerne missen."

Der wehrt ab.

„Jetzt hat jeder die Waffe zu nutzen, der's kann, das hast du mir eben selbst gesagt. Ich denke, ich kann's noch."

Der Fürst antwortet nicht. Noch ein paar hastige Bissen, ein Schluck aus dem Silberbecher. Dann sitzt er wieder im Sattel.

„Laß brennen, Gode... Morgen um diese Zeit ist's aus mit dem Römer."

Dann verklingt auch schon der Hufschlag in der Nacht.

Varus ist in gleicher Weise ruhelos in seinem Lager. Er schilt sich nicht mehr wegen seines in Hermann gesetzten Vertrauens. Dazu ist die Lage zu ernst. Zwei Kampftage hat er hinter sich. Das Heer ist durch ungeheure Verluste zusammengeschmolzen; aber weiter ist er nicht gekommen. Der Feind, der Cherusker, beherrscht das Schlachtfeld. Fast kommt ihm bei diesem Gedanken so eine Art Bewunderung des jungen Rittmeisters; denn mehr ist Hermann nicht gewesen. Mit einer überlegenen Kunst der Kriegführung hat dieser das vielfach stärkere Römerheer dahin gebracht, wohin er es haben wollte. Der Durchbruch wurde vereitelt, das Heer in die Ebene zurückgeworfen. Einzig der Weg nach Süden blieb frei.

Nach Süden. — Hätte das römische Heer noch genügend Verpflegung, setzten nicht die beim Heere weilenden Nichtkämpfer, vor allem aber die Frauen und Kinder, die Marschleistungen so sehr herab, dann wäre der Marsch dahin zu erwägen. So gibt es keine andere Wahl, als noch einmal den Durchbruch zu versuchen. Es geht jetzt quer durch den Teutoburger Wald, an seiner breitesten Stelle hindurch. Das weiß auch Varus. Aber

er muß es versuchen. Es bleibt keine Wahl mehr, sonst sind morgen die ausgehungerten Truppen überhaupt nicht mehr kampffähig.

Da flackert über ihm am Hiddeser Berg ein Feuer auf, flammt in mächtigen Stößen zum Himmel empor, um gleich darauf wieder fast zu verlöschen. Auf der Grotenburg brennt mit einem Male auch wieder ein gewaltiger Scheiterhaufen. Man kann auf dem kahlen Berge die Menschen vor dem Feuer sehen. Und nun flammen dort, wo die Berge dem Blick freie Bahn geben, immer neue Feuer auf, verlöschen und schlagen erneut empor — Signale gebend. Es ist das gleiche Bild wie vor zwei Tagen. Da brannten auch die Feuer auf allen Höhen, und am andern Morgen begann der Sturm auf das Lager. Trüber Ahnungen voll sieht der Feldherr auf die Lichter und Feuer, die im dämmernden Morgen zu gewaltigen Rauchsäulen werden, die hoch in den Himmel reichen. — Dann befiehlt er den Hornisten, zum Wecken zu blasen. Und bald hallen die langgezogenen Tubenstöße über das Lager.

Auch im germanischen Lager hat man die Feuer beobachtet. Das bedeutet Ersatz für den heutigen Kampftag. Er ist auch nötig. Die schwachen Verbände der Häuptlinge sind arg zusammengehauen.

Hermann steht mitten unter den Heerhaufen. Sie sehen zu, wie die Römer antreten, zu neuen Einheiten eingeteilt werden. Wieder scheidet man da unten überflüssiges Gepäck aus, wirft es im Lager zusammen und zündet es an. „Sie wissen, daß es zu Ende ist," sagen die Cherusker.

Hermann setzt einen Heerhaufen in Richtung Grotenburg in Marsch. Die anderen müssen in das Quellental der Berlebeck. Wie an den Tagen vorher, will er auch dieses Mal die Römer in den Paß hereinlassen, sie dann abriegeln und von allen Seiten angreifen. Nur geht es heute nicht mehr um einzelne Verbände, sondern um das ganze Heer. „Die Kerle sollen doch sehen, daß ich in Rom etwas gelernt habe," sagt er lachend.

Varus hat für diesen Tag sorgfältig die neugebildeten Regimenter angesetzt. Zwei Heerhaufen greifen rechts und links die den Paß beherrschenden Höhen an. Die Reiterei sichert als Nachhut vor einer Umfassung. Die Hauptmacht marschiert in fester Ordnung mit etwas gelockerten Verbänden, um der feindlichen Einwirkung nicht zu sehr ausgesetzt zu sein.

Ohne daß er ein Wort von ihrer verzweifelten Lage gesagt hat, haben die Legionäre begriffen, daß dieser Angriff der letzte Versuch ist, sich durchzuschlagen. Die knappen Lebensmittelvorräte haben zum Abend und Morgen nur karge Mahlzeiten gegeben, und sind jetzt erschöpft. Deshalb gibt es nur den Durchbruch und dann Gewaltmärsche bis zum nächsten Lager. Werden sie noch einmal abgewiesen, müssen sie noch einmal übernachten, dieses Mal ohne jede Lebensmittel, dann ist jeder weitere Kampf aussichtslos. Das weiß auch der jüngste Legionär.

So wird der Kampf von Anfang an erbittert. Zwar gehen die germanischen Verbände planmäßig zurück, wie es Hermann befohlen hat. Aber sie wehren sich zähe. Der Römer soll nicht mißtrauisch werden. Er soll glauben, daß er wirklich den Boden erkämpft, daß sein Vordringen siegreich ist. Um so schwerer wird der Rückschlag sein, wenn er begreift, daß er nur da vorgehen konnte, wo die germanischen Truppen ihm freiwillig den Boden überließen.

Schritt für Schritt marschieren die römischen Einheiten vor. Die Höhen sind gewonnen. Die im Tal marschierende Hauptmacht folgt dicht aufgeschlossen. Sie fühlt sich sicher. Von der Gegenwirkung des germanischen Feindes ist nichts mehr zu spüren. Varus atmet auf. Scheinbar ist das Häuflein Hermanns also erschöpft. Vielleicht kann man ohne weitere große Verluste jetzt drüben in die Senne absteigen. Vielleicht müssen die Feuer von heute nacht als Hilferuf Hermanns gedeutet werden. — Da erreicht ihn die Meldung, daß die Nachhut, die Reiterei, in vollem Galopp nach Süden abreitet. In Varus steigt der Zorn auf. Doch er bezwingt sich. Erst durch, dann findet sich das Weitere.

Aber die Truppen vorne halten mit einem Male. Der Kampf beginnt von neuem. Und nun werden die Soldaten der Vorhut sichtbar. Sie weichen, zwar kämpfend, aber doch Schritt für Schritt zurück. Der Wald vorn wimmelt von Germanen. — Noch ist ihm die neue Lage gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen, da drängt sich ein Melder zu ihm durch und berichtet, daß hinter ihnen alles voll Germanen sei. Deshalb habe die Reiterei die Flucht ergriffen, um sich vielleicht nach Süden retten zu können.

Wieder fallen Varus die Feuer ein, die die ganze Nacht gebrannt haben, deren Rauch noch jetzt in der Luft liegt: Das war also doch das Aufgebot an die germanische Landwehr. Und das bedeutet, daß ein Durchbruch nicht

mehr möglich ist. Denn jetzt hat er es nicht mehr mit dem kleinen Heere cheruskischer Häuptlinge zu tun, sondern mit der gesamten Wehrmacht des Landes. Das Land ist im Aufstand gegen die römische Herrschaft.

Der Statthalter ist einen Herzschlag lang wie betäubt. Vor ihm der Feind, hinter ihm der Feind, dazu das ausgehungerte, abgekämpfte Heer — törichtes Beginnen, hier noch an Rettung und Durchbruch zu glauben. Nur eins gibt es noch, die Waffenehre zu wahren; in Ehren, bis zum letzten kämpfend, zu sterben. Aber was kann von den müden Legionären noch verlangt werden. Schon werfen hier und da einzelne Grüppchen die Waffen weg und ergeben sich. Nur eins kann den Widerstand der Römer vielleicht noch zu einer letzten Gewaltanstrengung anfachen: sein Tod. Dies Selbstopfer kann vielleicht auch in etwas seine Vertrauensseligkeit sühnen, die diese Lage verschuldete. — So zieht er das Schwert und stürzt sich in die Klinge, bewußt sich opfernd. Wie gedacht, so geschah es! Noch einmal flackert der Widerstand des römischen Heeres zum äußersten empor. Während ein Teil kämpft, schichten andere den Scheiterhaufen, heben dritte das Grab aus. — Die Germanen lassen etwas nach in ihren Angriffen, um die Feier für den einen Toten da unten nicht zu stören. Als aber ein erneuter heftiger Regenguß das Feuer löscht und die Römer den Statthalter in die Erde senken, beginnen sie ihre Angriffe aufs neue. Sie überrennen die letzten römischen Verbände, die Widerstand leisten, und in kurzem ist der Kampf zu Ende.

Das römische Heer ist vernichtet. Drei Legionen haben ihren Tod gefunden, dazu ihr Feldherr.

Die römische Reiterei ist zuerst im Galopp vom Schlachtfeld geflüchtet, als sie die Landwehren anrücken sah. Als die erwarteten Verfolger ausblieben, setzten sie ihren Ritt in Trab und Schritt fort, glaubten sie sich doch gerettet.

Dicht vor den Externsteinen trafen sie auf die dorthin gesandten germanischen Reitergeschwader. In einem kurzen Treffen wurden auch hier die Römer völlig zusammengehauen.

Als der Abend sank, brannten rings um das Schlachtfeld die Lagerfeuer. Singen und Jubeln war ringsum trotz aller ernsten Gedanken um gefallene Freunde und Verwandte.

Todmüde lag Hermann auf einem rasch hergerichteten Lager. Seit vier Nächten hatte er kaum ein Auge zugetan. Aber auch jetzt wollte der Schlaf noch nicht kommen. — Sicher, der Römer war geschlagen; noch mehr: seine Regimenter waren überhaupt nicht mehr vorhanden. Aber drüben hinter den Bergen standen weitere Legionen. Jetzt mußte in ungeheurem Stoß die Landwehr aller Stämme an Römern hinwegfegen, was noch auf germanischem Boden stand. Aber würden die Landschaften das wollen, würde man das verstehen ... So unter Grübeln und Fragen schlief er endlich ein.

Als er am neuen Tage auf das Schlachtfeld kam, merkte er an den Zurufen mit Stolz, daß diese Schlacht ihn in die vorderste Reihe der erprobten Männer gerückt hatte. Vorher hatte er keine Zeit gehabt, an dergleichen zu denken. Zu sehr hatten der Haß gegen die Römer und die Vorbereitungen für den Kampf seine Gedanken beherrscht. Jetzt schöpfte er Hoffnung aus dieser Anerkennung, vielleicht doch noch den allgemeinen Aufstand bis zum Rhein entfesseln zu können.

Das Thing trat zusammen. Was an Römern gefangen war, wurde als Beute verteilt. Vorher aber wurde nach römischem Recht Gericht gehalten über Offiziere und Beamte, Legionäre und Händler, die mit Gewalttat im Lande gehaust hatten. Nach ihren eigenen Gesetzen wurde der Tod ihrer Verbrechen wegen über sie verhängt.

Außer den Kriegsgefangenen wurde keine Beute verteilt. Hermann verlangte, die Waffen zerschlagen auf dem Kampfplatz liegen zu lassen und die Toten nicht zu bestatten, als Opfer an die Heimaterde, die so lange von Landfremden getreten und geknechtet wurde. Das geschah.

Als er aber auch den weiteren Feldzug forderte, bis an den Rhein herüber, und das Landesaufgebot bis dorthin ausdehnen wollte, stieß er auf Widerstand. Es wurde ihm entgegengehalten, das sei unnötig. Wie man jetzt den Römer geschlagen habe, so würde man seiner wieder Herr werden, wenn er noch einmal käme. Mit Bitternis dachte Hermann daran, wie vor wenigen Wochen, vor Tagen noch die meisten derer, die jetzt so sprachen, die Achseln gezuckt hatten, wenn er von der Anmaßung der Römer und der Notwendigkeit des Kampfes gesprochen hatte. Jetzt, im selben Atemzuge, mit dem sie ihn und seinen Sieg lobten, taten sie, als ob sie es waren, die den Kampf gegen die Römer gewollt und die Schlachtentscheidung herbeigeführt hatten.


CHOMTON.

Der Gode stand mit einem Male neben ihm:

„Laß sie, Hermann. Sie kennen es nicht besser. Sie sind Bauern und streiten, wenn es nötig ist. Und sie haben von sich aus gar nicht so unrecht. Geht's ihnen an den Hof, an die Freiheit, dann werden sie sicher wehren, was der Fürst nicht immer tut. Das siehst du an Segestes. Sie werden dich das nächste Mal in ihrer Bedrängnis selber holen; denn sie wissen jetzt, was du kannst. Aber verlange nicht vom Bauern, daß er als Feldherr und Staatsmann denkt."

„Du hast wohl recht, Gode," sagte Hermann. „Und doch möchte ich sie anders haben. Sieh, so lange ich den Krieg forderte, haben sie mich ausgelacht. Jetzt möchte es fast jeder selbst gewesen sein. — Ich dränge mich nicht danach. Was ich bin und kann, weiß ich selber. Dazu brauchte es diese Schlachten nicht. Aber ist es nicht besser, wir führen einmal einen Krieg bis zum Ende, statt immer wieder zu kriegen? Ich will doch auch weiter nichts, als daß sie in Ruhe ihre Felder bauen können. Gehen sie jetzt mit, so haben wir auf ein Menschenalter mindestens Ruhe. Lassen wir Rom Zeit, seine Wunden auszuheilen, so sind in ein paar Jahren neue Legionen hier."

„Hast recht. Und doch kannst du sie nicht überzeugen. Du wirst sie nicht anders machen. Du wirst aber zeit deines Lebens dagegen angehen und sie werden dir zeit ihres Lebens Widerpart halten. Und es ist auf eine Art gut so.

Ich bin ein alter Mann, fast dreimal so alt wie du. Da sehe ich die Dinge wohl etwas mehr wie sie sind. — Nimm's, wie es ist, Hermann. Deine Zeit ist noch nicht gewesen. Das glaube mir."

Sie gingen auseinander. Der Fürst ritt heim auf seine Burg, drüben bei den Weserbergen. Nach und nach zogen auch die Landwehren und die anderen Fürsten auf ihre Höfe und Burgen und ließen das Schlachtfeld in einsamer Ruhe, mit zerhauenen Waffen und toten Menschen hinter sich.

Einmal nur wurde sein Frieden unterbrochen, als wenige Tage nach der Schlacht das Grab des Varus geöffnet wurde. Da schnitt man den Kopf von dem halbverbrannten Rumpf und sandte ihn an Marbod, den Markomannenkönig. Denn das hatte Hermann doch noch erreicht, daß man Marbod auffordern wollte, mit gegen Rom zu gehen. So schickte man ihm zur Bestätigung und zum Beweis der Nachricht von der großen

Römerschlacht den Kopf des Toten. Aber Marbod gab das Haupt weiter nach Rom und wies dem Boten die Türe.

Da unterblieb der Feldzug endgültig.

Hermann Siegmarssohn saß auf seiner Burg und zog Tag für Tag, Monat um Monat mit seinem Gefolge ins Gelände, übte und schulte es. Er unterwies seine Leute nicht nur in der überall geübten germanischen Kampfesweise, sondern zeigte ihnen, wie der Römer focht, wie der die Verbände und Regimenter in der Schlacht brauchte. So entstanden andere Gefechtsbilder, als man bisher gewohnt war. Um Lehrer brauchte er keine Sorge zu haben. Von den Mitkämpfern aus der großen Schlacht hatten sich ihm genügend zur Verfügung gestellt. Galt es doch als eine Ehre, zu seinem Gefolge zu gehören.

So erwuchs in seiner Truppe ein geschulter Verband, der es ohne weiteres mit römischen Truppen aufnehmen konnte, der planmäßig einzusetzen war und der doch selbständig handeln konnte. Nie aber vergaß Hermann, seine Leute darauf hinzuweisen, daß das Ziel der Schlacht die Vernichtung des Gegners sein müsse.

„Ihr müßt nicht glauben," sagte er, „daß das unmenschlich und darum unvornehm, eines Kriegers nicht würdig ist. Wir haben uns zu wehren und das Land zu schützen; denn wir wollen nicht erobern und Krieg führen um des Krieges willen. Der vornehmste, weil menschlichste Krieg ist aber der, der rasch zu Ende geht. Kriege, in denen langsam die Heere verbluten, sind grausamer, als die rasche Vernichtung der feindlichen Heeresmacht. Das ist ein plötzlicher Blutverlust, das andere ein langsames Ausbluten.

Vergeßt das nicht. Und vergeßt nicht, daß der Feind, dem man eine Atempause gönnt, danach den Krieg von neuem anfangen wird."

Von den Alten schüttelte mancher den Kopf über solche Lehren, die nicht zu dem paßten, was sie selber einst über Krieg und Kriegertum gelernt hatten. Aber Hermann wußte ihnen zu antworten:

„Ihr habt mit Leuten unseres Blutes kämpfen müssen. Und wir haben unsere Kampfregeln. Siegen wir, sind wir die Herren; siegen die anderen, sind sie es. Ist Fest- und Feierzeit, dann ruhen die Waffen. Hier ist es anders. Der Römer will nicht unser Land und unseren Besitz. Er will

unsere Arbeit als Sklavenarbeit. Er muß Krieg führen, immer von neuem, und einer seiner Kriege zieht den nächsten nach sich. Wenn er nicht heert, dann fällt sein Reich auseinander. — Er kann nur noch bei uns neue Herrschaften gewinnen und neue Kriege führen. Deshalb ist es für ihn eine Lebensfrage, uns zu unterwerfen."

Aber die Alten glaubten ihm nicht und wiesen darauf hin, daß nun schon Jahr und Tag seit der Römerschlacht vergangen sei, ohne daß sich etwas gerührt hatte da drüben. Hermann zuckte die Achseln. Es hatte keinen Zweck, mit ihnen darüber zu streiten. Sie verstanden ihn doch nicht und glaubten höchstens, daß er sich wichtig machen wollte.

So lebte er mit seinem Gefolge auf der Burg für sich und kümmerte sich nicht um die Dinge, die im Gau geschahen.

Ab und an ritt er zu seinem guten Freunde, dem Goden, herüber. Der scherzte dann wohl mal:

„Hermann, du wirst mir von Tag zu Tag finsterer. Fast kennt man dich nicht wieder. Laß dich auf dem Thing sehen und komm zu unseren Feiern. Vergiß nicht, daß die Siegmarssöhne in ihrem Leben gern und viel gelacht haben."

Aber der wehrte ab:

„Du weißt, was ich gesagt habe, als wir uns zum ersten Male da unten in der Höhle getroffen haben: ich frage nicht nach Gott und Norne. Ich kann nicht mehr opfern. Ich will es auch nicht mehr. Du weißt, es hat mehr gegeben, die das nicht wollten. Früher habe ich das nicht recht begreifen können. Jetzt verstehe ich es.

Glauben soll ich daran? Vertrauen soll ich? Vertrauen haben? Zu wem denn? Ich sehe Tag für Tag vor mir die Gefahr. Ich weiß, daß der Römer wiederkommt. Und jeder Tag, der drüber hingeht, ohne daß sich drüben etwas rührt, verschärft die Lage. Ich kenne den Römer und weiß, daß er zu einem Rachefeldzug rüstet. Dazu brauche ich kein Schwarzseher oder Weissager zu sein. Narren müßten sie sein in Rom, wenn sie nicht an Rache und Vergeltung dächten. Und sie sind weder Narren noch Feiglinge.

Und unsere Leute? Das Lachen steigt mir hoch und die Wut, wenn ich daran denke. Wir reden große Worte und sie meinen, ich wollte mich wichtig tun. Es gibt sogar schon manche, die meinen, daß ich wie Marbod nach der Herrschaft strebe, Fürst über alle Stämme und Sippen, über den gan-

zen Cheruskerbund sein will. Ich denke nicht daran. Aber das eine weiß ich bestimmt: Wenn unsere Leute nicht bald einsehen, was los ist, dann wird man sie eines Tages unter eine Faust nehmen müssen und muß ihnen ihre Freiheit nehmen, damit sie frei bleiben.

Ja — laß nur. Ich bin schon ruhig. Aber mal muß ich das aussprechen können, sonst ersticke ich daran."

Der Gode sagte nie etwas zu solchen Ausbrüchen. Er kannte den Fürsten und seine Art, die Art dieser Menschen überhaupt. Von mehr als einem wußte die Geschichte zu erzählen, der trotzig von nichts mehr hatte wissen wollen als von sich und seiner eigenen Kraft. Es waren nicht die Schlechtesten gewesen. Von allen gingen heute noch die Lieder. Aber fast alle waren zu ihren Lebzeiten verlacht, verhöhnt und bekämpft worden. Auch Hermann stand schon fast allein im Gau. Von den alten Kampfgenossen hielt wohl noch mancher zu ihm, vor allem die, die in Rom gedient hatten und seine Warnungen verstanden. Seine harte und schroffe Art hatte aber auch von ihnen schon manchen ihm entfremdet.

So war die Sorge des Alten begründet und verständlich. Hermann gegenüber ließ er sich nichts davon merken. Nur ab und zu warf er ihm ein Scherzwort hin oder eine Redensart, daß er einen Grund bekäme, sich von der Seele zu reden, was ihn drückte und was an ihm fraß.

Aber dann kam wieder eine Zeit, in der er mit leisem Lächeln sah, wie die Besuche des jungen Fürsten sich mehrten. Der Zornesausbrüche wurden es auch weniger. Dafür nahm aber eine merkwürdige Unruhe zu. Der Gode tat, als merkte er nichts, als sei er taub und stumm.

Eines Tages kamen dann aber die Gefolgsmänner Hermanns zum Stein geritten, und der Fürst rief mit einer Stimme, die wieder Klang hatte, nach dem Goden. Der kam die Stufen des Steines herunter. Da stand neben dem Fürsten ein Mädchen, das ihn oft auf den Felsen besucht hatte, das er oft mit Hermann hatte sprechen sehen und dessen Vertrautheit mit dem Fürsten ihm mehr als einmal ein stilles Lächeln abgenötigt hatte.

„Gode, heute mußt du Ehwart bei mir sein," grüßte Hermann herauf und wandte sich dann zu seinem Gefolge, daß es den Ring schlösse um Mädchen, Fürst und Gode.

Der Alte trat zu dem Paar:

„Ich sehe keine Brauteltern, Hermann."

Der lachte:

„Daß es meine Base ist, Segestes Tochter, weißt du. Daß ich den Fürsten nicht um seine Tochter fragen kann, wissen wir alle. So haben wir beide beschlossen, nach alter Weise, im Ring schwerttragender Mannen uns anzugeloben."

„Dann frage ich beide, ob ihr nach unseren Rechten und Pflichten als Mann und Weib einander angehören wollt?" sagte der Gode.

„Ja," antwortete das Mädchen.

„Ja," der Fürst, als er dann vor der ganzen Schar nach üblicher Weise der Jungfrau den Brautkuß gab.

In dem Lärm der aneinanderklirrenden Waffen verhallten die Worte, mit denen der Gode die Ehe als nach Form und rechtens geschlossen erklärte. Aber das brauchte es auch nicht mehr. Nach altem Recht war das wechselseitige Ja und der Brautkuß vor dem Ring der Männer Bestätigung genug.

Wenig später saß die ganze Schar auf den Pferden und brauste ab, ostwärts zur Fürstenburg. Der Gode blieb lange regungslos auf seinem Platze stehen. Doch schienen es keine freudigen Gedanken zu sein, die ihn hielten.

Grund genug zur Sorge hatte er; denn im Gau rührte sich's, als die Nachricht von der gewaltsamen Hochzeit bekannt wurde. Segestes tobte und konnte doch einstweilen nichts ändern. War auch die übliche Form der Heirat nicht gewahrt, so war doch die im Ring der Krieger geschlossene Ehe vollgültig. Und wenn auch mancher abfällige Bemerkungen über Hermann machte, so waren doch die meisten Markgenossen der Meinung, daß man ihm wirklich nicht die Werbung bei Segestes hätte zumuten können.

Hermann hauste auf seiner Burg und kümmerte sich um das ganze Gerede überhaupt nicht. Wie früher ritt er über die Felder und sah nach dem Rechten, übte sich mit seinem Gefolge Tag für Tag in Waffendienst und Kriegsspiel und vergaß darüber auch die Jagd oder die Besuche auf dem Externstein nicht. Lieber freilich saß er bei seiner jungen Frau, nicht weichlich hingegeben, sondern zu ruhiger ernsthafter Aussprache mancher seiner Sorgen. Und sie wußte mit klugen Worten und überlegtem Rat



manche Härte und Schroffe in seinen Gedanken zu mildern. Sie war eine ruhige, überlegte Frau, die nicht zu viel und nicht zu wenig sprach. Ihre Augen hatte sie überall, und was in Haus und Hof geschah, das wußte sie. Für die Hofleute und Nachbarn hatte sie zu jeder Zeit ein offenes Herz und ein gutes Wort, das war jedem bekannt. Und das Gefolge verehrte die junge Frau geradezu. So war es kein Wunder, daß auch Hermann wieder freundlicher und zugänglicher wurde.

Als der Mittwintertag gekommen war, ritt der Fürst hinüber zu den Externsteinen. Dort trafen sich heute alle Fürsten und Ältesten der Markgenossenschaft. Sie begrüßten sich mit verhaltenem Ernst und warteten dann schweigend, bis die Sonne hinter der Kimming verschwunden war.

In der Dämmerung traten sie den Aufstieg in die Höhle an. Es war nicht leicht, den engen Spalt heraufzuklimmen, der sich plötzlich mit einer scharfen Wendung in den Fels hereinzog. Da wurde der Weg wohl breiter und war darum leichter zu gehen; aber nun war es ganz dunkel. Denn jetzt wanderte man schon im Felsen selber. Nur einmal schimmerten an einer Stelle durch einen Spalt ein paar Sterne herein.

Langsam sich vorwärtstastend, gelangten die Männer an einen neuen Knick des Ganges. Stufen kamen, und dann fing der Weg wieder an zu fallen. Eine neue Stufe führte nach unten. Die Männer machten sich gegenseitig darauf aufmerksam.

Dann war der Höhlenraum erreicht. Man hörte es daran, daß die schlurfenden Schritte mit einem Male lauter klangen, und dann erweiterte sich der Gang auch nach zwei Schritten so, daß man die beiden Seitenwände nicht mehr gleichzeitig fassen konnte. So ging's wieder ein paar Schritte weiter. Da verlor sich der Widerhall der Schritte in einer klanglosen Stille.

Hermann stand ganz vorne. Er war einer der ersten gewesen. Nun wartete er gleich den anderen. Aber in einer seltsamen Wachheit hörte er heute das Vernommene gleichsam das erstemal. Er vernahm, wie die fernen Schritte der letzten immer näher kamen, wie sie widerhallten und dann plötzlich endeten. Ein leises Scharren noch, dann war alles still. Seltsam, diese völlige Stille . . .

Wie eine Erzählung aus der Stille heraus kamen ihm mit einem Male

die Erinnerungen, wie er vor wenigen Jahren hier gestanden hatte in einer Sommernacht. Mancher, der heute mit ihm hier wartete, hatte auch damals den gleichen Weg wie er hinter sich. Und wie sie heute auf ein neues Licht, ein neues Feuer warteten, so hatten sie damals mit ihrer Tat, ihrer Besprechung zunächst, ein Feuer entzündet, das wie das heutige Julfeuer durch alle Gaue geflogen war. Wie hatten sie damals mit heißem Begehren und Wünschen überlegt, wie sie das Land befreien konnten von der Übermacht des Römers. Nun war's so weit. Nun war der Plan Wirklichkeit geworden. Und er hatte ihn in die Tat umsetzen können. Sein Name war seitdem geachtet weit über die Grenzen der Mark hinaus. Mehr noch: der Römer fürchtete ihn. Und was kann sich ein Mensch mehr wünschen, als den Haß und die Furcht seiner Feinde. — Einen Herzschlag lang spürte er den Stolz auf die eigene Tat; denn sie war ganz sein eigen. Ohne Gott und Norne, nur auf sich selbst vertrauend, hatte er es begonnen und vollendet, hatte er sein blondes Weib heimgeholt. — Als sei es ein längst Geschehenes, hörte er die Stimme weiter erzählen, daß er noch einmal und dann endgültig mit Rom abrechnen würde. Freilich... Da regte sich vor ihm etwas, und die Stimme schwieg.

Hermann schreckte aus seinen Gedanken auf, ohne das letzte gehört zu haben. — Das mahlende Geräusch vor ihm ging weiter, gleichmäßig, ohne Unterbrechung. Er wußte, daß der Gode in der Dunkelheit vor ihm nach alter Sitte das Julfeuer entzünden wollte, vor der Rune der Winterwende, — das Julfeuer, das auch Nodfeuer hieß, weil es aus dem Holz gebohrt und nicht, wie sonst üblich, aus Stahl und Stein geschlagen wurde. Da zeigte sich die erste Glut schon, ward schnell zu einem kleinen Flämmchen, das bald zum hellen Feuer wuchs, und nun in einzelnen Scheiten von den Wartenden ergriffen wurde, um es hinauszutragen in die Winternacht, ins Freie.

Er sah in die Glut, sah das oft Geschaute, das ihn immer wieder ergriff, ohne daß er sich über das Wie und Warum Rechenschaft geben konnte, sah das Flackern und Züngeln der Flammen, das Sprühen der Funken und ihr Verglühen, — dann faßte er wie die anderen einen Brand und wandte sich zum Rückweg.

Der war jetzt anders. Die Lichter huschten über die ausgehauenen

Wände und malten rasch gleitende Schatten an das Gestein. Schier lebendig schaute das mit einem Male aus. Die Kuppel in dem Gang überwölbte mächtig den schmalgewordenen Weg, und das Dunkel des hohen Ganges im Felsen vermochte auch der Schein der Fackeln nicht völlig aufzuhellen. Aber dafür schien der steinerne Höhlenwächter, den vorhin am Eingang nur die tastenden Hände bemerkt hatten, in dem Spiel von Licht und Schatten für ein paar Sekunden aufzuleben, bis er wieder in der Dunkelheit untertauchte. Um den Felsen ging der Weg, bis herüber zu dem mächtigen Block, der schneebedeckt auf der anderen Seite des Steines lag. Mit den Fußspitzen sorglich nach den Stufen tastend, schritt Hermann als erster die ausgetretene Treppe hinauf zu der kleinen Plattform auf der Höhe des Blockes. Dort oben legte er seine Fackel auf dem Felsbuckel nieder und stieg auf der anderen Seite wieder herunter. Hinter ihm folgten in langem Zuge die anderen.

Fackel legte sich auf Fackel. Größer wurde das Feuer. Mit ernsten Gesichtern sahen die Männer zu, wie der Schnee unter der Glut schmolz, wie der Stein frei wurde von seiner weißen Decke, bis an der Vorderseite das herablaufende Schmelzwasser die Nische freigab, die in den Block gehauen war. Nun sah es aus, als stünde über dem Halbbogen der Nische das Feuer, aus ihm herausbrennend, so wie sie jetzt aus dem Bergesinneren die Lohe herausgetragen hatten.

Weit vorgeschritten war die Nacht, als das Feuer heruntergebrannt war. Aber noch warteten die Männer, um die verlöschende Glut geschart, bis oben vom Felsen die klaren Töne der Hörner verkündeten, daß die Mitternacht des Wintertages erreicht war. Da stapften sie durch den Schnee zu ihren Rossen und ritten schweigend heim.

Zum Beginn der geweihten Nächte brannte auch auf Hermanns Burg ein gewaltiges Feuer, wurde auch in seiner Halle der Juleber aufgetragen. Wie jedes Jahr traten die Mannen nacheinander heran und gelobten im Ringe der anderen, was sie im kommenden Jahre zu erreichen trachteten.

Hermann hörte ernsthaft zu. Er dachte an die Stimme, die er bei der Mittwinterfeier gehört zu haben glaubte, als er in der Höhle auf das neue Feuer wartete. Und er grübelte über dem, was wohl die letzten nicht

mehr vernommenen Worte bedeutet haben könnten. Aus solchen Gedanken heraus sprach er mit einem Male auch sein Eidwort: „Das gelobe ich, daß ich im kommenden Jahre, wie allezeit, nur auf mich selbst stehen und vertrauen werde, und nichts für mich und die Meinen begehre."

Schweigend nahmen die Mannen die Worte auf. Sie ahnten, daß der Fürst nicht einen Schwur wie manchen anderen ausgesprochen, sondern ein Bekenntnis gegeben hatte.

Die Jahre gingen in friedlicher Ruhe. Nur der klirrende Ernst der Waffenspiele und unablässige Gefechtsübungen erinnerten daran, daß der Fürst noch an Krieg und kriegerische Abwehr dachte. Mehr oder weniger laut spottend hatten sich die Nachbarn daran gewöhnt, daß er immer und immer wieder auf einen sicher kommenden Rachezug der Römer hinwies. Denn daran glaubte niemand mehr.

Um so nachdrücklicher wirkte deshalb die im ersten Schrecken unglaubhaft scheinende Nachricht, die im fünften Jahre nach der Varusschlacht aus dem Land der Marser kam. Freilich mußte man trotz alles Unglaubens bald die bittere Wahrheit hinnehmen.

Während des zur Frühlingsfeier gebotenen Friedens waren die Römer gekommen, hatten im Dunkel der Nacht das Land besetzt, vier Legionen stark, und hatten die gesamte Bevölkerung niedergemacht: Mann und Weib, und Greis und Kind. Leicht genug war es ihnen ja geworden; denn in dieser Zeit gebotenen Friedens hatte niemand an Krieg und Überfall gedacht. Die Bevölkerung war in den heiligen Hainen versammelt und hatte bei dem nächtlichen Kampf, aus dem Schlaf geweckt, keinen ernsthaften Widerstand leisten können. — In die Dörfer war Brand gelegt worden, die Heiligtümer waren zerstört und geschändet, das Land auf fünfzehn Wegstunden in der Runde eine Wüste. Und der Römer rühmte sich seiner feigen Tat noch, bei der auch nicht ein Legionär auch nur eine Schramme davongetragen hatte.

Kurz danach kam eine neue Meldung. Der römische Feldherr Germanicus war gegen die Chatten marschiert, hatte ihre Hauptstadt berannt und sie zerstört. Von Westen kamen weitere römische Truppen unter Cäcina und lieferten den cheruskischen Grenzwachen dauernd kleinere Gefechte.

Das war ernst.

Mit einem Male standen Hermanns fortgesetzte Mahnungen vor aller Augen als nur zu berechtigt. Die Mark und die Landsgemeinde wendeten sich an ihn. Wie im Jahre 9, so mußte er auch dieses Mal den Befehl über die gesamte Wehrmacht des Cheruskerbundes übernehmen.

Hermann sammelte seine Truppen und wartete.

Der Römer hatte bei dem Überfall auf die Marser den in der Varusschlacht erbeuteten Adler der achtzehnten Legion wiedergefunden — erobert konnte man ja nicht gut sagen, wenn auch sicher die nach Italien gehenden Berichte so ähnlich lauten würden. Es war nun anzunehmen, daß Germanicus jetzt auf das alte Schlachtfeld vorstoßen würde, um dort ein Gedächtnismal für die Gefallenen zu errichten. Für den Pöbel der Hauptstadt mußte ja ein Blendwerk erfunden werden. Und dazu war der Marsch nach dem Kampfplatz gerade gut genug.

Einer der wenigen entkommenen Legionäre führte den römischen Feldherrn den Todesweg des Varusheeres entlang. Noch lagen die verfallenden gebleichten Knochen auf dem Felde, umgeben von zerschlagenen, unbrauchbar gemachten Waffen und Ausrüstungsstücken. Germanicus ließ Massengräber ausheben und die Toten bestatten, viele in der Dörenschlucht, weit mehr im Heidentale.

Er ging in die alten Lagerplätze und ritt immer wieder den Weg ab, den das Varusheer gezogen war. Er bemühte sich, den Verlauf der Schlacht zu erkennen. Und so allmählich dämmerte ihm dabei, daß auch der beste Feldherr in dieser Lage nicht anders hätte handeln können, als es Varus getan hatte. Dessen einziger Fehler war die Vertrauensseligkeit gegen Hermann gewesen.

Der traurige Weg ging weiter, hinauf durch das Berlebecker Tal auf das Winnfeld, wo die letzten Kämpfe ausgefochten waren. Das Grab des Varus war geöffnet. Ein schädelloser Körper lag daneben.

Auch hier wurden in großen Massengräbern die Gefallenen beigesetzt und dann ein Gedächtnismal erbaut. Ein ausführlicher Bericht ging nach Rom.

Als die Römer abgezogen waren, brachen die Anwohner das Gedächtnismal auseinander und verstreuten die Steinblöcke über das ganze Feld.

Noch immer lagen Hermanns Truppen wartend in den Wäldern. Unmöglich konnte Germanicus sich mit seinem Besuch der Schlachtfelder zufrieden geben. Er mußte es wenigstens zu kleineren Kampfhandlungen mit den Cheruskern bringen. Deshalb hatte Hermann sich an die Weser zurückgezogen und nur kleinere Abteilungen beauftragt, Fühlung mit den Römern zu halten und in dauernden kleinen Plänkeleien sie hierher zu locken, wo das Gelände zur Entscheidung günstiger war.

Fortdauernd stand er durch Meldegänger mit den einzelnen Verbänden in Fühlung, gab seine Befehle und leitete so allmählich den Weg des römischen Heeres nach seinen Wünschen.

Wie jeden Abend, so stand er auch heute bei der Befehlsausgabe. Da kam noch ein Melder, ein Unglücksbote, wie schon von weitem zu erkennen war. Hermann unterbrach sich:

„Nun? Was ist geschehen?"

Ohne die Augen zu erheben, sagte der Bote:

„Segestes hat mit Waffengewalt deine Frau und deinen Sohn fortgeführt."

„Laß das Gefolge aufsitzen. Wir reiten sofort," sagt der Fürst zurück. Ihm ist keine Bewegung anzumerken, nur die Stimme klingt heiser, als er jetzt seine Befehle zu Ende ansagt.

Dann reiten sie durch die Nacht, schweigend, jeder seinen Gedanken hingegeben. Das Stampfen der Hufe ist der einzige Laut, das Knarren des Sattelzeuges und ab und an ein Schnaufen der Pferde.

Am Morgen stehen sie vor der Segestesburg. Ein Bote wird hereingeschickt und mit Hohn zurückgewiesen. Da berennen sie die Burg, nehmen einige Vorwälle und glauben bei sinkender Nacht, am andern Tage mit einem letzten Ansturm die Veste völlig nehmen zu können.

Aber längst hat Segestes Boten zu den Römern gejagt; längst, ehe Hermann angekommen war. Er kannte seinen Neffen und hatte die Belagerung vorausgesehen, hatte auch gewußt, daß vor dessen Kriegskunst nur der Römer retten konnte. So sieht er am andern Morgen mit Genugtuung, was den Angreifer unten mit Zorn erfüllt: Das Germanicusheer rückt heran.

Hermann bläst den angesetzten Angriff ab. Selbst wenn er jetzt die Burg stürmen könnte, würde er nur mit Weib und Kind in die Hände

der Römer fallen. Das darf nicht sein. Er darf das Heer nicht führerlos werden lassen.

So reitet er mit seinen Leuten stumm ins Lager zurück.

Ruhelos wandert er die Nacht am Feuer auf und ab. Sein Weib, sein Junge bei Segestes, und bei Segestes die Römer. Sicher würde Germanicus die beiden mitnehmen als Siegesbeute, sie vielleicht in seinem Triumphzug in Rom zeigen wollen. Vielleicht? Nein, ganz bestimmt sogar. — Und er war hilflos. Sicher, er hätte sich den Schädel einrennen können an dieser vom ganzen Römerheer entsetzten Burg. Er konnte sterben. Aber was war damit gewonnen? Was wurde mit dem Heer? Und er hatte doch oft genug sich selbst und anderen gesagt, daß er für sich und die Seinen nichts wollte. — Und was würde auch sein Tod den beiden nützen? Frei wurden sie damit auch nicht. Eine Hoffnung blieb nur, daß — aber es schauderte ihm doch wieder bei dem Gedanken, so sehr er an Blut und Wunden gewöhnt war —, daß sein Weib sich selbst und seinen Buben umbrächte. Das war die einzige Hoffnung, die blieb, der einzige Weg, der ihr die Schmach abnahm, Siegesbeute des Römers zu sein.

Wie Hermann, so grübelte auch die Fürstin die ganze Nacht hindurch. Als ihr Vater sie von der fast schutzlosen Burg heruntergeholt hatte, war sie trotz alles Zorns noch zuversichtlich gewesen: Hermann würde sie schon wieder heimholen, wenn der Feldzug zu Ende war. Ihr stolzer Glaube war nicht getäuscht worden. Mit Freude hatte sie am andern Morgen schon dem Sturm auf die Burg zugeschaut und dann mit jähem Erschrecken einen Tag später den plötzlichen Abmarsch angesehen. Das anrückende römische Heer hatte ihr die veränderte Lage erklärt.

Und dann hatte ihr eigener Vater sie dem Römer übergeben — noch spürte sie die schamlosen Blicke. Und morgen sollte sie von römischen Soldaten an den Rhein gebracht werden und von da weiter nach Italien. Das hieß mit anderen Worten, daß sie dem römischen Straßenpöbel zur Schau in irgendeinem Triumphzug durch die Gassen geführt werden sollte, sie und ihr Junge — Hermanns Kind. Ihr schauderte. Sie hörte im Ohr schon die Redensarten der Straße, fühlte freche Blicke an sich.

Hermann — was er wohl jetzt tat? Ob er wohl an sie dachte und wußte, was ihr bevorstand? Sicher reimte er sich die Wahrheit zusammen. Zu gut hatte er ja immer den Römer — und auch ihren Vater beurteilt, wenngleich er sich nie hatte merken lassen, wie er im Innersten darüber dachte. Und sie, sein Weib und sein Junge, sollte nun nicht nur zur eigenen Kränkung, sondern auch zu seinem Spott der römischen Großstadtmasse preisgegeben werden. Das durfte nicht sein.

Als Germanicus am andern Morgen den Abmarsch der Fürstin anordnete, meldete ihm mit verlegenem Gesicht die Wache, daß sie in der Nacht sich und ihrem Kinde den Tod gegeben hatte.

Germanicus tobte. Schon war ein schwungvoller Bericht nach Rom unterwegs, der von dieser unerwarteten Beute erzählte, und nun... Doch dann faßte er sich. Was wußte die Gasse in Rom, wer die Fürstin war und wie sie aussah. — Und so geschah es, daß wohl eine Germanin nach Rom geführt wurde und später in seinem Triumphzug mitgehen mußte. Man hieß sie sogar des Arminius Frau.

Aber die schlief längst in der heimatlichen Erde den tiefsten Schlaf.

Wenige Tage nur blieb Germanicus noch bei Segestes. Dann zog er an den Rhein zurück. Er hielt es für geratener, dieses Mal noch nicht dem Cherusker entgegenzutreten, um so mehr, als die Jahreszeit vorgeschritten war.

Im nächsten Jahre erst stieß er ins cheruskische Land vor. Weit nach Norden zog er, den Plänklern nach, die Hermann zur Fühlungnahme vorgeschoben hatte. Ab und an blieben sie stehen und leisteten erbitterten Widerstand, so daß stärkere römische Abteilungen eingesetzt werden mußten, worauf die Germanen regelmäßig das Feld räumten, um bald darauf den abgebrochenen Kampf von neuem zu beginnen.

Trotz aller Warnungen drängte Germanicus heftig nach. Was er am Teutoburger Wald sich an Gefechtsabschnitten vergegenwärtigt hatte, sah so ganz anders aus, daß er meinte, hier tatsächlich die Germanen fortdauernd zu schlagen und ihnen als Verfolger auf den Fersen zu sein, zumal er nach den Erfahrungen der Varuskämpfe sich sorglich aus den Wäldern heraushielt. Er ahnte nicht im geringsten, daß die geniale Kriegskunst des Cheruskers ihn dahin brachte, wohin er kommen sollte,

sondern glaubte wirklich, mit ein paar Eilmärschen das seiner Auffassung nach längst geschlagene germanische Heer erreichen und dann restlos aufreiben zu können.

So waren die Römer unter dauerndem Kämpfen und Marschieren bis an die Weser gekommen. Hier verstärkte sich mit einem Male der germanische Widerstand. Die sichernde römische Reiterei wurde von leicht bewaffneten Fußtruppen angegriffen und geriet, als sie zur Attacke dagegen ansetzte, in kunstvoll getarnte Erdlöcher. Die Pferde strauchelten, stürzten, und im Handumdrehen waren die ersten Glieder der Anreitenden in einen wüsten Knäuel von Menschen und Pferden verwandelt. Der Angriff stockte. Zudem brachen nun plötzlich in die Flanke der Reiter neue germanische Truppen. Ein ganzer bisher versteckter Heerhaufe entwickelte sich und rollte die Verbände der römischen Reiter im Handumdrehen auf, ehe deren Offiziere überhaupt begriffen hatten, was da vor sich ging.

Hier blieb nichts mehr als die Flucht. In durcheinandergewürfelten Haufen fluteten die Reiter zurück und gerieten dabei in die von Germanicus vorgeschickten Hilfstruppen, so daß deren Angriff zum Anstehen kam und auch ihre Glieder in Verwirrung gerieten. Immer noch aber drückten die germanischen Heerhaufen nach und drängten dabei die Römer so nahe an ein Moor heran, das bisher von diesen noch gar nicht erkannt war, daß schließlich der Stillstand in regelloses Zurückweichen und am Ende in wilde Flucht ausartete. Große Teile der Fliehenden versanken im Moor.

Germanicus sah sich gezwungen, die letzten Kampftruppen, die Legionen in den Kampf zu werfen, wollte er überhaupt noch etwas retten. Vor der festgefügten Ordnung der römischen Truppen machten die leichtbewaffneten germanischen Stoßtrupps kehrt und zogen sich in die Wälder zurück, die Germanicus seinerseits nicht zu betreten wagte.

Mit genauer Not war das römische Heer einer ähnlichen Niederlage entgangen, wie sie seinerzeit Varus erlitten hatte.

Am Rande des Moors schlugen sie ein Lager, um wenigstens von dieser Seite gegen den Feind geschützt zu sein. Die Versuche, die in den Morast gedrängten Kameraden zu retten, mußten bald aufgegeben werden, weil Weg und Steg unbekannt war und der tückische Boden nur noch mehr Opfer in sich hereinzog. Aber die ganze Nacht kam das Hilfegeschrei der Versinkenden nicht zum Schweigen, ab und zu nur übertönt



von den Angstschreien der Pferde, die sich in dem nachgebenden Boden vergeblich abmühten, festen Stand zu gewinnen. — Erst gegen Morgen verstummten die letzten Rufe. Das Moor lag glatt und eben da wie immer. Von Mensch und Tier war kaum mehr etwas zu sehen.

Germanicus hatte sich entschlossen, am andern Morgen ohne weiteren Angriff abzumarschieren, um aus dieser unheimlichen Gegend herauszukommen. Dem Heere war's nicht mehr als recht. Noch saß allen das Grauen über den Tod der Kameraden im Nacken, noch hörten sie das entsetzliche Geschrei in den Ohren. Und es hob nicht die Stimmung, daß der Germane sich nicht zum Kampf stellte, sondern nur ab und zu Späher sichtbar wurden, die das Heer begleiteten. Sie sahen sich von unbekannten Gefahren umringt in einem Lande, das offenbar mit seinen Verteidigern im Bunde stand. Sie fühlten bei jedem Schritt und bei jeder Wendung die beobachtenden Blicke des Gegners, auch wenn dieser gar nicht zu sehen war. So hastete das Heer schweigsam vorwärts, beseelt nur von dem Willen, herauszukommen aus dieser Menschenfalle.

Anders war es bei den Germanen. Zwar hatten sie sich befehlsgemäß zurückgezogen, als die feste Ordnung der römischen Fußregimenter sich zur Schlacht aufbaute. Aber sie wußten, daß das nur geschah, um die eigenen Verluste hintenanzuhalten, daß der Römer erst in die richtige Stellung für eine ähnliche Schlacht wie seinerzeit Varus hineinmarschiert werden mußte. Für sie war das angstvolle Rufen aus dem Moore eine grimmige Genugtuung. Was hatten die schwarzhaarigen Kerle auch hier zu suchen? Recht geschah ihnen.

Nach langem Marsche rastete das römische Heer. Germanicus berief einen Kriegsrat, in dem beschlossen wurde, das Heer zu teilen und in zwei Armeegruppen zum Rheine zu führen. Die eine sollte auf dem kürzesten Wege sich durchschlagen. Den Oberbefehl über diese gab Germanicus an Cäcina. Die andere Heersäule sollte unter seiner eigenen Führung bis an die See vorrücken, um auf dem Wasserwege zurückzukehren. Durch diese Maßnahme hoffte man auch das germanische Heer zur Teilung zu zwingen, die dann mindestens einen ungestörten Rückzug sicherte.

Als am andern Morgen die beiden römischen Heere sich in Marsch setzten, ahnten sie nicht, daß Cäcina mit seinen vier Legionen genau den Weg ging, den Hermann mit seinen bisherigen Kampfhandlungen der römischen Heeresmasse hatte vorschreiben wollen. Ein grimmiges Lachen ging über sein Gesicht, als er dem langen Heerwurm nachsah. Der Weg führte in die Sümpfe. Nur schmale Knüppelwege durchquerten den grundlosen Morast, unendlich langen Brücken vergleichbar. Da war für einen

Heereszug nach römischem Muster, mit Kolonnen und Troß, weder Zeit noch Gelegenheit.

Ein paar schwache Verbände schickte Hermann hinter Germanicus her. Sie sollten unablässig, aber unter möglichster Schonung der eigenen Kräfte, das abziehende Heer beunruhigen, damit Germanicus, über ihre wirkliche Stärke durch die dauernden Angriffe getäuscht, die germanische Hauptmacht hinter sich glaubte. Selbst wenn er früher oder später die Täuschung bemerken sollte, war es zum Umkehren oder gar zu einem Angriff doch zu spät für den Römer.

Die eigenen Truppen erhielten den Befehl, fortdauernd die Nachhut Cäcinas anzugreifen, möglichst aber ernsthafte Kämpfe zu vermeiden. Cäcina sollte der Meinung sein, daß nach der gewohnten germanischen Kampfesweise Nachhut und Seitendeckung des Heeres angegriffen und abgeriegelt werden sollten. Derweilen marschierten andere Heerhaufen im Eilmarsch auf kürzeren Wegen an dem römischen Heere vorbei und bezogen zunächst eine Stellung unmittelbar hinter dem einzigen Platz, der für ein römisches Feldlager in Frage kommen konnte.

Fortdauernd schwer mit den nachrückenden germanischen Verfolgern kämpfend, gelangte gegen Abend Cäcina an den Platz und schlug dort, wie es Hermann vorausgesehen hatte, ein Lager auf. Für den römischen Feldherrn stand es trotz der erbitterten Kämpfe fest, daß die germanische Hauptmacht dem Germanicus gefolgt war; denn bei den Gefechten hatte er es stets nur mit schwachen Einheiten zu tun gehabt. So glaubte er im wesentlichen die Gefahr überstanden zu haben. Es konnte sich nur noch um eine kurze Strecke Weges handeln, dann mußten die schwachen Truppen des verfolgenden Gegners zurückbleiben, weil sie sich sonst zu sehr von der Hauptmacht entfernten. Es könnte sich sonst das Blättchen wenden und aus Verfolgern wurden Angegriffene und Verfolgte.

Auch drüben im germanischen Lager sah man hoffnungsfreudig dem kommenden Tage entgegen. Bis jetzt hatten sich alle Kampfhandlungen wie geplant vollzogen. Der Römer war richtig an der vorher berechneten Stelle siegreich angegriffen worden. Und nun lagen da unten vier Legionen, die am anderen Tage, wie seinerzeit Varus, dran glauben würden.

Aber als Hermann seine Befehle ausgab, die dahin lauteten, Cäcina abmarschieren zu lassen und dann von den sicheren Wegen in den Sumpf

zu drücken, erhob sich Widerspruch. Vor allem war sein Oheim Inguiomer dagegen. Er erinnerte an den Lagersturm, der die Varusschlacht eingeleitet hatte, und verlangte heute seine Wiederholung. Vergeblich wies Hermann darauf hin, daß man es damals mit einem ahnungslosen Feind zu tun hatte, daß hier aber jeder Posten jeden Augenblick einen Angriff erwartete. Vergeblich suchte er den Führern klar zu machen, daß sie zu schwach zum Sturm auf das Lager seien. Die einzelnen Häuptlinge und Fürsten ließen bereits ihre Mannschaften antreten und führten sie gegen die römischen Lagerwälle.

Wie Hermann es vorausgesehen und gesagt hatte, so geschah es: Im Augenblick war die römische Streitmacht unter den Waffen. Ruhig gaben die Offiziere ihre Befehle; ruhig erwarteten die Legionäre den Angriff. Hier standen sie auf festem Boden, geschützt durch die Lagerwälle, die gestern abend rasch ausgehoben worden waren. Und dazu brannte noch in jedem einzelnen die Genugtuung darüber, daß sie jetzt einem verhaßten Gegner die letzten Tage heimzahlen konnten, den Tod der Kameraden und die Hetzjagd durch Moor und Sumpf.

Der ungestüme Angriff der Germanen verebbte so rasch, wie er gekommen war. Unangreifbar war das Lager, und die Kriegszucht der Legionen in einem solchen Kampfe nicht zu erschüttern.

Die zusammengeschrumpften Verbände murrten, und kleinlaut baten die Führer, Hermann möge retten, was noch zu retten sei. Der sah finster die Trümmer des Heeres an. Hier war nichts mehr zu retten. Beunruhigen konnte man den Feind noch, hier und da ein paar Abteilungen abschneiden und in den Sumpf werfen. Aber zu einem entscheidenden Schlag, der vor Stunden noch möglich war, der auch diese vier Legionen dort restlos zerschlagen hätte, waren die nachgebliebenen Verbände zu schwach.

So blieb es bei Verfolgungskämpfen mit den abrückenden Legionen. Ein verhältnismäßig starker Teil erreichte unter Cäcina den Rhein und nahm Winterquartier in Köln. Auf die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz hatte die Festungsbesatzung zwar die Rheinbrücke abbrechen wollen; aber es war den Besonneneren gelungen, das zu verhindern.

Germanicus selbst hatte sich unter steten Verfolgungskämpfen bis an die See durchgeschlagen und dort eingeschifft. Doch in harten Stürmen

scheiterten große Teile der Flotte und sanken mit Mann und Maus. Nur Trümmer seiner Streitmacht konnte er an den Rhein zurückführen und in der schützenden Feste Köln bergen.

Dort war längst die Nachricht von den Kämpfen bekannt. Teils mit Jubel, wohl auch mit Hohn aufgenommen, teils voll ängstlicher Besorgnis angehört, erzählte man sich allerorten von den gewaltigen Erfolgen des Cheruskerfürsten, der wiederum, wie schon einmal vor Jahren, ein gewaltiges Römerheer zum Rückzug gezwungen hatte, zu einem Rückzuge, der schon fast Flucht zu nennen war. — Und die Erzählungen der Legionäre trugen auch nicht dazu bei, den Eindruck abzuschwächen. Denn fast jeder Teilnehmer an den Kämpfen wußte nicht genug zu berichten von den unermeßlichen Sümpfen und von gefährlichen Märschen über die Knüppeldämme, die langen Brücken gleich im Moore schwimmen.

Drüben im Cheruskerland sammelten sich die Männer zum Herbstthing. Zum ersten Male seit Jahren saß Hermann wieder unter den Fürsten. Zum ersten Male seit Jahren hatte er dem Thing etwas zu sagen:

„Ich habe euch damals, als wir Varus geschlagen hatten, vor der Rückkehr der Römer gewarnt. Ihr habt mir nicht geglaubt. Hättet ihr auf mich gehört, hätten überall die Jungmannen sich in der Kampfesweise der Römer geübt, wie es die meinen getan haben, ohne daß sie die eigene Art daneben verloren, dann hätten wir Germanicus mitsamt Cäcina und den Legionen in die Weser gejagt oder im Sumpf ersticken lassen. So mußte ich schon den ersten Angriff abblasen, um zu große Verluste zu vermeiden.

Ich habe von dem Angriff auf das Römerlager abgeraten; denn ich wußte, daß der Kampf aussichtslos war, wiederum nicht zuletzt deshalb, weil zu wenige von euch die römische Kampfweise kennen. Aber ich wurde nicht gehört. Die Schwertgenossen, die unnötigerweise da draußen blieben, hätten uns den Sieg erfochten, wenn nach meinem Rate der Angriff auf das abmarschierende Heer erfolgt wäre. So sind starke Teile der Legionen entkommen.

Heute schon erzählt man am Rheine von den Schlachten, die hier ausgefochten wurden. Die Rheinbrücke hat die Festungsbesatzung abbrechen

wollen, als die ersten Nachrichten kamen. Nur mit Mühe hat man es verhindern können. Germanicus hat in den Stürmen der letzten Wochen auf See den größten Teil seiner Heeresgruppe eingebüßt. Hätten wir die entkommenen Legionen vernichten können, so wären wir vor dem Römer sicher. Er käme bestimmt nicht wieder.

Ich will mich gewiß nicht selber loben damit. Aber wir müssen einmal darüber sprechen; denn wir können mit Sicherheit darauf rechnen, daß im nächsten Jahre auch Germanicus wieder im Lande ist. Er ist ehrgeizig. Und sein Name Germanicus verpflichtet ihn vor sich selber dazu, es dem Drusus gleichzutun.

Deshalb fordere ich von dem Thing, daß es den Herbst und Winter hindurch von jedem Markgenossen Teilnahme an den Waffenspielen und Gefechtsübungen verlangt, daß weiter diese Übungen auch während des Sommers so lange fortgesetzt werden, wie es die Feldbestellung erlaubt, — bis der Römer da ist.

Unser Heer muß imstande sein, sich der römischen Kampfesweise anzupassen, sonst ist auf die Dauer jeder Krieg ein zweckloses Blutvergießen, in dem wir am Ende doch unterliegen. Ihr wollt mir nicht glauben, das weiß ich. Aber vielleicht habt ihr inzwischen doch begriffen, daß es nur die Vernichtung des römischen Heeres gibt; die Vernichtung — nicht bloß den Sieg. Rom oder wir, das steht immer noch zur Entscheidung."

Die Worte wurden mit Schweigen aufgenommen. Sicher, er hat recht, der Hermann. Die Römer sind richtig gekommen, wie er es immer wieder gesagt hat. Und daß Germanicus wiederkommt, vielleicht schon in einem Jahre, kann auch stimmen. Und daß der Überfall auf das Lager Unsinn war, haben sie inzwischen selber eingesehen. — Aber deshalb braucht er ihnen das nicht alles unter die Nase zu halten. — Andererseits kann man ihm auch nicht geradezu sagen, wie man über das alles denkt; denn er hat ja nun einmal recht ...

Inguiomer ist der erste, der antwortet. Er ist etwas trotzig verlegen:

„Du hast ja recht gehabt, Hermann, sicher. Aber es ist ja nun nicht gerade nötig, daß du uns das so ins Gesicht sagst. Sicher war das nicht ganz richtig von mir, als ich das Lager stürmen wollte. Das haben wir ja nachher auch gesehen. Aber ich denke, wir haben nachher bei den Gefechten unser Teil schon so getan, daß du das alles vergessen sein lassen

konntest. — Und für den Herbst und Winter — ja, ich bin da der Meinung, daß wir die Ruhe wohl verdient haben.

Weißt du, ich denke immer, du siehst das alles zu sehr von deinem Standpunkte als ehemaliger römischer Offizier aus. Da meinst du nun, es müßte alles so und nicht anders sein.

Also, kurz und gut, ich bin der Auffassung, daß wir genug getan haben. Und wenn der Römer wirklich wiederkommt, dann werden wir schließlich auch wieder mit ihm fertig."

Wieder schweigt die Versammlung; aber es liegt eine Zustimmung in diesem Schweigen, ein Abwarten, was der Fürst zu antworten hat, was diesem auch nicht entgeht. — Sein Gesicht ist mit einem Male finster geworden. Und die ruhige Stimme spricht plötzlich scharf:

„Ich dachte, daß dieser Kinderglaube, dies ‚wir werden mit ihm schon fertig', endlich abgetan ist. Ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Und ich sehe weiter, daß ich falsch handelte, als ich von meiner Gewohnheit abwich, das Thing zu meiden.

Nur das eine wißt: Vor Jahren habe ich zu dem Goden am Externstein einmal gesagt, man müsse euch mit Gewalt zu eurer eigenen Freiheit zwingen. Mir scheint, es ist bald nötig. Denn hier sprach eben nicht ein Mann, der aus Fehlern lernen will, sondern der das eigene Unrecht einem anderen zumessen will."

Dann geht er, grußlos, finster und hart. Seine Leute folgen ihm.

Drüben an den Steinen findet der Gode ihn. Grübelnd betrachtet er das Felsenbild des Weltenbaumes, den mächtigen Stamm mit Adler und Goldhahn im Wipfel und die verschlungenen Drachenwurzeln, die Loki binden.

„So nachdenklich, Hermann," fragt der Alte, um ihn zum Sprechen und Aussprechen zu veranlassen.

„Was ich sinne, Gode? — Sag, hat Loki nicht recht gehabt. Er half den Asen und sie wollten seine Hilfe nicht, wenn sie auch seine Geschenke nahmen. Da wurde aus dem Freund ein Feind. — Recht hat er, dreimal Recht —

Über was ich sinne, fragst du? Ich will dir's sagen: Zwingen muß man die Mark zueinander. Einer muß Herr über ihnen sein, der ihre Freiheit wahrt. Zwingt sie keiner, dann verspielen sie vor Trotz und

Besserwissenwollen ihre Freiheit an den Römer oder an einen anderen, der vielleicht einmal den Römer ablöst.

Meinst du, ich weiß nicht, daß sie mir alle recht geben, recht geben müssen? Ja, aber sagen darf ich's nicht. Sagen darf ich nicht, was sie falsch gemacht haben, und daß sie nicht wieder aus reinem Trotz und Eigensinn die ganze Sache, das gesamte Land gefährden. Ich sag's ihnen doch wahrhaftig nicht, um mich zu rühmen, sondern daß wir alle aus den Fehlern lernen."

„Hermann," sagt der Gode dawider, „hast du es gerne, wenn dir jemand deine Fehler vorrechnet? Willst du es ihnen verargen, wenn es ihnen genau so geht?

Und sagst du nicht selbst, daß vielleicht ihre Freiheit an einen anderen verloren wird? Willst du selbst etwa der eine sein?"

„Nein," gibt der Fürst zurück. „Ich habe es damals gelobt, als wir das erstemal im Felsen zusammenkamen, um den ersten Kampf gegen Varus zu beginnen; und ich habe es immer wiederholt: Für mich will ich nichts. Ich kann nur noch sinnen und grübeln, wie das Land frei bleibt, wie wir es bewahren vor dem Römer und seinen Nachfolgern.

Glaube mir, seit ich wieder alleine auf meiner Burg hause, denke ich manche Stunde, manche lange Nacht daran, wie es werden soll, wenn ich einmal auf der Walstatt bleibe. Ich glaube nicht, unersetzlich zu sein. Aber augenblicklich ist niemand da, der den Römer kennt, wie ich ihn kenne. Noch fürchten sie mich da drüben. Wenn ich nicht mehr das Heer führe, dann werden sie drüben anders denken über den Widerstand der Cherusker als jetzt."

„Wer denkt an Sterben? Hermann, ich bin an die neunzig fast. Mir stünde der Gedanke an. Aber du bist jung. Dein Leben hat erst begonnen. Sicher, du trauerst um Weib und Kind —"

„Streit mir's nicht ab, Gode. Ich weiß, was ich sehe. Und ich sehe, daß die Raben nicht mehr vor mir herfliegen, wenn ich zur Schlacht reite, sondern zu mir. Sie wissen, daß ich bald auf der Heide liege. Ich wünsche nur, daß ich vorher meinen Willen habe und den Römer so schlagen kann, daß er nicht mehr wiederkehrt."

Sie trennen sich, der Junge etwas beruhigter, nun er sich hat aussprechen können, der Alte, wie so oft, in Sorgen.

Das Thing hat nach Hermanns Fortgang beschlossen, die Übungen der Jungmannschaft den Herbst und Winter hindurch fortzuführen. Irgendwie hat der finstere Ernst des Warners doch seinen Eindruck hinterlassen. Zu oft und zu nachdrücklich haben die Ereignisse seinen Worten recht gegeben.

Es war gut, daß die Gefechtsausbildung durchgeführt war. Denn im hohen Frühjahr, Anfang des Maimonats, kamen Nachrichten aus dem Westen, daß Germanicus mit einer Flotte das Heer an die Ems heranführen wolle. Die Markgenossen machten lange Gesichter. Das konnte ja gut werden. Sonst kriegte und heerte man im Herbste, wenn das Korn geschnitten oder doch wenigstens reif war. Kam es aber jetzt zu großen Schlachten, dann war die Ernte gefährdet, dann stand ein hungriger Winter vor der Türe.

Noch wußte niemand, wohin der Römer seine Truppen zuerst führen wollte, ob nicht am Ende auf dem Landwege, von der Lippe her ein zweites Heer anmarschierte. Aber trotzdem sammelten sich die Verbände. Die Feuer brannten tagelang und riefen zu den Waffen.

Die Fürsten und Ältesten ratschlagten mit Hermann auf dessen Burg.

„Es gibt nur eine Möglichkeit," sagt der. „Wir lassen unsere Leute bei Idiaviso sammeln. Die Höhen müssen besetzt gehalten werden, bis an den Waldabhang ins Tal hinunter. Wir können nur wieder das gleiche versuchen, wie bei der Varusschlacht und wie im vorigen Jahre: Der Feind muß zum Vorgehen genötigt werden. Wir müssen sehen, entweder das ganze Heer oder wenigstens größere Teile von den Rückzugsstraßen abzuriegeln und dann zu vernichten.

Daß Germanicus von Süden her noch Truppen heranführen wird, glaube ich nicht. Sonst hätten wir längst Nachrichten darüber. Ich nehme weit eher an, daß er seine ganze Macht an einem Punkt ansetzen wird, um einen entscheidenden Schlag führen zu können. Das kann nur bei Idiaviso geschehen. Dort beherrscht er die Weser. Ein kurzer Vorstoß von dort, und unsere gesamten Wege über den Strom sind von ihrem Hinterland abgeschnitten. Der Weg ist dann bis zur Elbe frei. Kann er das also erreichen, dann hat er das Land im Besitz.

Eins ist aber nötig: unbedingte Unterordnung. Mein Befehl allein

muß gelten. Es darf nicht, wie im Vorjahre, zu Kampfhandlungen kommen, die ich nicht billige. Das kann uns den Feldzug kosten, wenn nicht gar die Freiheit."

Die Fürsten stimmen zu, auch dieser Bedingung. Was er über die mutmaßlichen Pläne des Römers gesagt hat, erscheint durchaus richtig gesehen. Sie erkennen auch die Notwendigkeit eines straffen Oberbefehls an. Hat doch jeder an dem Überfall im Vorjahr Beteiligte längst eingesehen und erkannt, welche Folgen diese Unbedachtheit gehabt hat.

Befehlsgemäß marschieren die Abteilungen nach Idiaviso.

Hermann ist überall. Er weist jeder Abteilung ihren Abschnitt an. Er erläutert, worauf es in jedem Falle ankommt, worauf jeder Verband besonderen Wert legen muß. Immer und immer wieder entwickelt er den Fürsten und Unterführern seine Pläne, die immer wieder auf die Umklammerung des Gegners herauslaufen. Damit wird er zur Schlacht nach zwei Fronten gezwungen. Wird die umfassende Bewegung von der Hauptmacht ausgeführt, dann muß er sogar seine ganze Schlachtordnung herumwerfen, mitten im Gefecht, wenn er sich nicht einfach erdrücken lassen will. Freilich heißt es für die anderen Truppen, die Nerven nicht verlieren; denn sie müssen den Hauptstoß, den ganzen Angriff des Römers aushalten, bis die umfassende Bewegung wirksam wird. Aber dann ist die Schlacht auch mit einem Male entschieden.

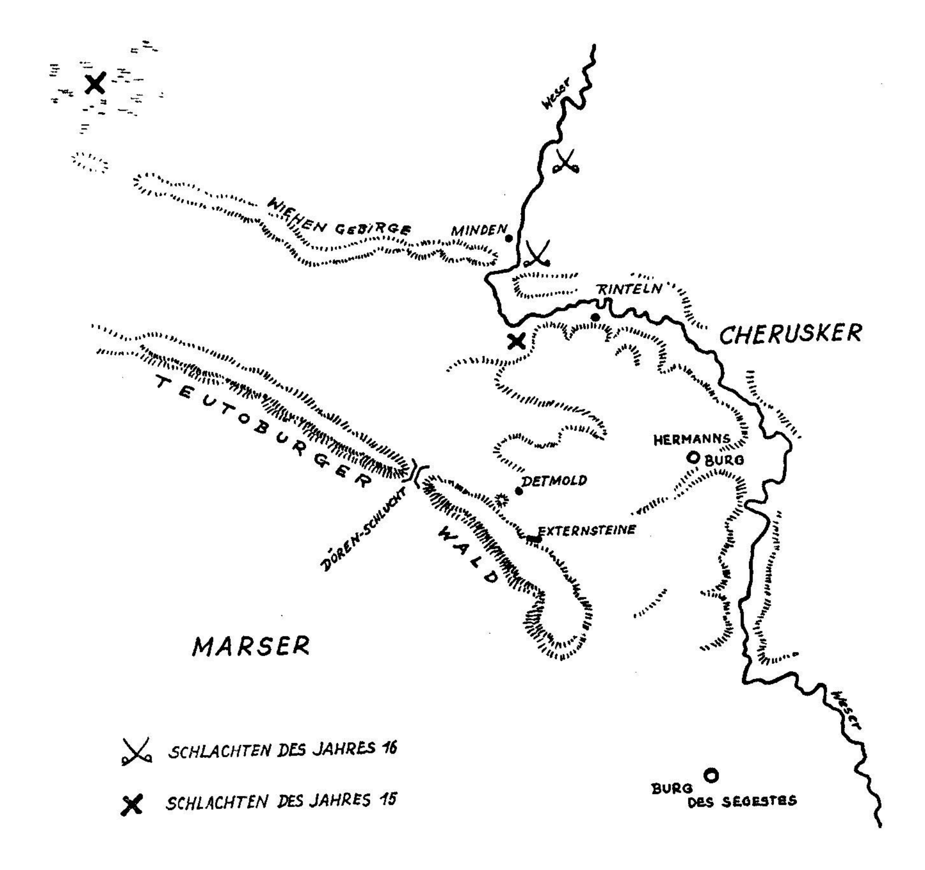
So spricht er immer wieder mit allen und mit einzelnen, bis er glaubt, daß ein einheitlicher Wille, eine Auffassung über die kommenden Kämpfe herrscht.

Inzwischen hat der Römer seine Truppen gelandet und Germanicus führt die zehn Legionen heran. Der Nachrichtendienst ist ihm sauer gemacht. Selten finden sich Spähtrupps zur Hauptmacht zurück. Aber oft genug liegen dafür Legionäre an seinem Wege, die auf Erkundung ausgeschickt und niedergemacht waren. Über Stärke und Aufstellung der Germanen vermag ihm sein Nachrichtendienst überhaupt nichts zu sagen, so daß er sich nur zögernd in das feindliche Land hereintastet.

Die germanischen Heerhaufen warten indessen. Sie sind über das Nahen der Legionen gut unterrichtet. An den Marschleistungen messen sie ab, wann es zu den ersten Zusammenstößen kommen kann.

Alle Vorsicht hat Germanicus auf die Dauer nichts genützt. Eines Vormittags steht er plötzlich stärkeren germanischen Einheiten gegenüber, die ihm den Weg sperren. Nur mit äußerster Anstrengung können die Spitzensicherungen seines Heeres den Gegner zurückdrängen. Ein paarmal scheint es fast, als wenn die Germanen Herr über die Vorhut werden könnten. Deshalb schickt Germanicus Verstärkung nach vorne.

Schrittweise kämpfend schieben sich die Legionen auf die Ebene. Der Widerstand vorn wird stärker. Aus den kleinen Vorhutgefechten hat sich



eine ernsthaftere Kampfhandlung entwickelt, die immer neue Kräfte erfordert.

Germanicus ahnt, daß hier stärkere germanische Heerhaufen im Gefechte stehen müssen. Vielleicht hat er es sogar mit der ganzen Macht des Gegners zu tun. Er glaubt Hermanns Kriegskunst erkannt zu haben, meint mit einem plötzlichen Eingreifen bisher zurückgehaltener Kräfte rechnen zu müssen und schiebt nun seinen rechten Flügel vor, um zu einem Angriff in die Flanke des Germanenheeres zu kommen.

Sicher, wie daheim auf dem Übungsplatze, entwickeln sich die Angriffsstaffeln der Legionen. In gleichmäßigem Vorrücken arbeiten sie sich an die germanischen Linien heran, die nun mit einem Male den bisherigen rein frontalen Druck verstärkt sehen durch die seitlich anrückenden Verbände. Langsam beginnt der germanische Führer den linken gefährdeten Flügel seiner Abteilung zurückzunehmen, um durch eine Frontverkürzung die drohende Umklammerung abzuwenden. Aber nun macht sich die bessere Schulung der Römer bemerkbar; denn in geschlossenem Keil drängen sie den zurückgehenden Truppen nach, so daß der planmäßige Rückzug in bedrohlichem Maße zur Flucht ausarten will.

In diesem Augenblicke greift Hermann ein. Er steht längst mit der Spitze seiner Umfassungsgruppe hinter dem römischen Heere. Zufrieden hat er zugesehen, wie Germanicus seine Schlachtordnung entwickelte, hat mit zustimmender Freude bemerkt, wie die germanischen Verbände drüben mit der Frontverkürzung sich Luft schaffen wollten und erkennt auch, daß das nicht mehr gelingen kann, daß der Einbruch der Römer in seine Front bevorsteht.

Da setzt er, früher als geplant, seinen Angriff an. Drüben entsteht Verwirrung. Die Legionen halten in ihrem Vorrücken auf, werfen sich herum. Aber da steht der Troß zwischen ihnen und dem Angreifer. Der hat damit rasch reine Bahn gemacht. Was bei den Pferden und Wagen sich aufhält, wird zusammengehauen. Die führerlosen Gespanne schieben sich durcheinander, setzen sich nach allen Seiten in Bewegung, in der Hauptsache aber nach vorne als der gewohnten Richtung, und zwischen diesem Durcheinander sind mit einem Male Germanen, die in die gelockerten Verbände eindringen, niedermachen, was sich ihnen in den Weg stellt und verschwunden sind, wenn irgendwo ernsthafte Gegenwehr sich regt.

Aber auch das dauert nur Minuten. Die umherrasenden Pferde und Gespanne werden den Germanen genau so lästig wie den Römern. Dazu kommt, daß die entlasteten eigenen Truppen nicht, wie geplant und befohlen, ihrerseits ebenfalls angreifen.

So muß Hermann seine Leute zurückbefehlen. Die Hörner blasen zum Sammeln. Wie sie gekommen, so verschwinden die germanischen Krieger. Germanicus kann seine arg zerhauenen Regimenter aufs neue sammeln und ordnen.

Am anderen Morgen ist nichts mehr von den Germanen zu sehen. Der Römer glaubt zunächst an einen Hinterhalt; aber bald muß er sich überzeugen, daß tatsächlich nichts mehr vom Feind vorhanden ist: er hat also gesiegt und Hermann ist geschlagen.

Sie bestatten die Toten in großen Massengräbern und dann türmen die Legionäre ein Siegesdenkmal auf. Hier ist ja jetzt römischer Boden, in heißem Kampfe mit dem Schwert erobert. Hier fand germanische Kraft und die Kriegskunst Hermanns ihren Meister.

Der ist längst durch seine Späher von dem unterrichtet, was sich auf dem verlassenen Schlachtfeld begibt. Und leise lächelnd denkt er an die Überraschung, die Germanicus auf dem Rückmarsch erleben wird.

Er hat sich nicht getäuscht. Der römische Feldherr ist aufs höchste erstaunt, als er auf dem Rückmarsch mit einem Male auf geordnete germanische Verbände stößt, die in gesicherter Stellung hinter Wall und Graben, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, den Römer erwarten. Die Höhen rechts und links sind von ihnen besetzt. Die Talstellung ist fast unangreifbar.

Germanicus zögert. Fast jedesmal noch hat ihn sein Gegner in solchen Engpässen gestellt und zur Schlacht gezwungen, und jedesmal ist er nur mit genauer Not dem Untergang entronnen. — Andererseits aber bleibt ihm keine Wahl. Er hat geglaubt, mit seinem Vorstoß das Land in der Hand zu haben, und jetzt ist der ganze Erfolg in Frage gestellt. Es handelt sich nicht mehr darum, wie er gestern noch angenommen hatte, auf mehr oder weniger bequemen Wegen zur Elbe weiterzumarschieren, sondern um einen neuen Kampf um die Weser, um freie Straße und um die Herrschaft über die Weserübergänge. Er muß auch hier durch. Denn es ist unmöglich, das ganze Heer zurückzunehmen, um etwa südlich, von

der Lippe her den Einbruch zu versuchen. Dazu ist keine Zeit mehr, wenn es auch noch früh im Jahre ist. So befiehlt er den Angriff.

Wie beim letzten Zusammenstoß, ziehen sich auch dieses Mal die Legionen aus der Marschordnung in breite Sturmkolonnen auseinander. Gleichmäßig schiebt sich Welle auf Welle des römischen Angriffs an die germanische Stellung heran. Aber an den Erdwerken stockt der Vormarsch. Von der Höhe des Walles können die Verteidiger leicht die angreifenden Verbände zusammenhauen. Da hilft keine Tapferkeit, kein immer wieder versuchter Ansturm — nicht ein Römer vermag das Erdwerk zu erklettern oder gar in die germanische Stellung einzudringen.

Und nun wiederholt Hermann seine immer wieder angewandte Taktik. Bereit gehaltene Sturmtruppen stoßen im Rücken des Römerheeres in die Ebene und beginnen die Legionen abzuriegeln. Diesmal klappt das Zusammenspiel. Kaum werfen die ersten Befehle der römischen Offiziere die Front dem Angreifer entgegen, da treten die bisher nur abwehrenden germanischen Truppen aus der Stellung heraus zum Sturm an. Von allen Seiten gefaßt, bleibt Germanicus nur noch ein Weg offen: eiligster Rückzug, bevor die Umklammerung seines Heeres vollendet ist. So strömen durch die schmale Lücke, die die von beiden Seiten kommenden Umfassungstruppen noch trennt, die Reste des römischen Heeres ins Freie, dauernd verfolgt von dem siegreichen germanischen Heere. Erst bei sinkender Nacht gelingt es dem Römer, die versprengten Einheiten zu sammeln und einen geordneten Rückmarsch anzutreten.

Es ist früh im Jahre, als die Trümmer der Legionen am Rheine ankommen. Auf seinen Bericht über den Feldzug wird Germanicus abberufen. Rom hat endgültig den Versuch aufgegeben, Germanien zu unterwerfen.

Eine Rechnung bleibt noch zu erledigen. Und dieses Mal gelingt es Hermann, die Fürsten und das Heer auch dazu zu bewegen. Zur völligen Sicherung des Sieges ist es nämlich notwendig, auch den Römerfreund Marbod nachdrücklich über die veränderten Verhältnisse zu belehren.

In raschem Zuge wirft Hermann seine Truppen nach Osten herum und hat in einem einzigen Ansturm die markomannischen Heere zerschlagen, so daß Marbod um Frieden nachsucht, der ihm gewährt wird.


CHOMTON.

So sind auch die Ostgrenzen des Cheruskerlandes gesichert. Marbods Schwanken zwischen Rom und Grotenburg hat ein Ende.

Siegjubelnd sind die germanischen Heere heimgezogen. Nicht mehr als unangenehmer Mahner erscheint Hermann, sondern als der Feldherr, der mit überlegener Kriegskunst das römische Heer aus dem Lande gejagt hat. Waren die ersten Kämpfe mit Varus ein glücklicher Überfall und führten die im Vorjahre zu keiner wirklichen Entscheidung, so haben sie dieses Mal gesehen, wie man mit zahlenmäßig unterlegenen Truppen und unter sicherer Führung Schlachtentscheidungen erzwingen kann, die den Gegner vernichten. Wenige Tage nur hat der Feldzug gedauert. Kaum ist das Land wesentlich vom Kriege betroffen worden. Das reifende Korn steht unversehrt auf den Feldern.

Hermann bemüht sich, die günstige Stimmung zu nutzen. Er spricht mit den Fürsten und Führern. Er redet mit den Markgenossen. Ein gemeinsames Heer unter gemeinsamem Oberbefehl muß jetzt geschaffen werden. Die gesamte Jungmannschaft muß zur Ausbildung kommen, damit sie lernt, auch nach ganz anderen Gesichtspunkten geschulte Feinde zu bezwingen. Manche stimmen ihm zu. Aber andere schütteln den Kopf und wollen von solchen Neuerungen nichts wissen. Und ein paar Neidinge reden offen heraus, daß er wohl nun für sich etwas herausschlagen wolle.

Da verläßt er empört über diese Verdächtigung das Thing. Und als das ganze Land noch im Freudentaumel bebt, sitzt er schon wieder auf seiner vereinsamten Burg und sieht den Raben zu, die ihren Horst gegenüber auf der hohen Eiche haben.

Tagelang hat er den stolzen Vögeln zugeschaut. Einsam hausen sie und dulden keinen anderen in ihrem Jagdrevier. Er hat gesehen, wie sie selbst Meister Reinecke Fuchs so mit Schnabelhieben zudeckten, daß er ein Haus weiterging. — Früher mieden sie die Burg und die Menschen. Nur weit drinnen im Walde, wo er am heimlichsten ist, bekam man sie ab und zu einmal zu Gesichte. Aber neuerdings haben sie ihre Gewohnheit geändert und sich die hohe Eiche als Horstplatz ausgesucht. Ab und an kommt auch einer von den schwarzen Vögeln auf den Burgplatz und räubert für seine Brut oder für sich selber.

Wenn Hermann ausreitet, fliegen sie manches Mal schreiend und lärmend auf und kreisen über ihm, bis er aus der Nähe der Eiche ist, so daß von diesem ungewöhnlichen Gebaren er auf den düsteren Gedanken kam, daß der Totenführer Wode ihm seine Vögel entgegengeschickt habe.

Der Tag vor Mittsommer ist's.

Als der Gode vom Sternstein herunterkommt, sieht er im Tale neben dem Bach einen Menschen liegen. Ein Speer steckt dem Zusammengesunkenen im Rücken. Das blonde Haupt liegt im Wasser. — Er tritt herzu und schreit auf in blassem Entsetzen:

„Hermann!"

Mittsommer.

Vor dem hohen Felsen, der die Sonnenwarte trägt, brennen nach gewohnter Weise die Totenfeuer. Wie seit altersher die Gräber mit weißem Sand ausgestreut wurden, damit sie festlich geschmückt waren wie die Wohnräume der Lebendigen, so war eine Schicht weißen Sandes vor dem Felsen aufgebracht, — in Form eines Ovals, eines Eies, als dem Sinnbild neuen Lebens. Und wie zur Mittwinternacht die Julfeuer das steigende Licht anzeigten, ebenfalls Bild des sich ewig erneuernden Lebens, so brannten auf diesem Sandflecken die Feuer alljährlich zu Ehren der Toten.

Tiefer Ernst liegt auf den Gesichtern der Feiernden; denn nicht allein dem Gedächtnis derer gilt's, die im Laufe des vergangenen Jahres abgeschieden waren. Nein, dieses Mal brennen die Feuermale auch für den, dessen toter Körper im Externstein liegt, — für den Besten des Landes, den ein Neiding meuchlings erschlug.

Und die Gedanken der Männer folgen seinem Leben, gehen zu dem Tag, an dem er die Feuerbrände entfachen ließ, die das Land zum Kampfe und zur Freiheit riefen.

Nun erst, da sein Leben zum Ende kam, beginnen sie zu fassen, was er dem Lande gewesen. Und manch einem kommt der Vergleich mit Baldur, dem Lichten, der gleicher Neidingstat zu Mittsommer erlag ...

Mittsommer.

Das Blühen ist vorbei. Nun kommt das Reifen zur Frucht. Am höch-

sten steht sie jetzt, die Sonne. Aber bevor sie ihr weißes Roß wieder zur Tiefe wendet, verharrt sie einen Augenblick und ruht aus, den Blick über das weite Land schickend.

Mittsommer.

Aus seiner Jugendfrische heraus ist Baldur durch den Pfeil des blinden Bruders getötet. Und durch die lachende, frühlingsfrohe Landschaft geht ein Ahnen von sommerlichem Ernst, von Tod und Winter.

Drüben in der Senne duften die Kiefern so schwer wie lange nicht. Über der braunen, vergilbten Heide flimmert die Luft. Und der weiße Sand ist brennend heiß.

Mittsommer ist's.

Zu Ostern haben die Mädchen Wasser geschöpft aus der Quelle im Sternhof, schweigend, in der Morgenfrühe, vor Tau und Tag. Das Wasser bleibt das ganze Jahr über frisch. Und es ist gut, davon auf alte, müde gewordene Augen zu tun, daß sie wieder hell und frisch werden, wie es gut ist für alle Krankheiten, oder auch als Lebenswasser in das Grab eines Toten; denn wie hinter allem Winter stets ein Frühling steht, so muß, trotz alles Rätselns, auch das Sterben nicht ein Ende bedeuten.

In weißen Kleidern stehen die Mädchen vorm Tor des Sternhofs, in den Händen Krüge mit Osterwasser, und schauen herüber zu der breiten Feststraße. Da kommen in feierlichem Zuge Tausende von Menschen, in der Mitte die Fürsten, begleitet von ihren Gefolgen. In den Seitenstraßen, die von den zwei Eichenreihen auf jeder Seite des Hauptweges gebildet werden, drängen sich Frauen und Kinder. Im äußersten Seitenweg schreiten wieder Bewaffnete.

Vor allen aber tragen Hermanns Gefolgsleute die Leiche des toten Fürsten. Unmittelbar hinter ihnen folgt der Gode, einen Speer in der rechten Faust, mit der Linken das Pferd Hermanns führend.

An dem Sternhof verlassen alle die Straße und biegen nach links zu den heiligen Hainen und Wäldern ab. Als der Zug am Hofe vorbeikommt, schließen sich die wartenden Mädchen hinter dem Goden in den Zug ein.

Weiter geht's, zu den drei Hügeln, die da einsam in der Heide liegen. Die Träger setzen die Totenbahre ab. Die Menge sammelt sich um den

Richterhügel. Aber keiner der Fürsten geht heute auf diesen Platz. Langsam steigt an ihrer Stelle der Gode hinauf. Er stützt sich dabei auf den Speer, dessen Blatt stumpf und glanzlos ist vor Blut.

„Freie," sagt er, „eine Meintat ist geschehen, drüben an den Steinen, im Frieden des Heiligtums. Hermann, der uns dreimal von den Römern befreite, ist hinterrücks erschlagen worden. Ich habe ihm den Speer hier aus der Wunde gezogen und bin damit sein Rächer geworden. Ich wäre es auch sonst; denn ohne Freundschaft und Gesippen ist Hermann Siegmarssohn in den letzten Jahren gewesen.

Vor sieben Jahren kam er zu mir. Ich öffnete ihm den Stein. Und mancher von euch ist in jener Nacht bei ihm gewesen. Was ihr dort gesprochen habt, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß in der Nacht der Kampf gegen Rom beschlossen wurde. Sieben Jahre sind seitdem vergangen. Und sieben Jahre hat der Mann nur an eines gedacht, an eure Freiheit.

Ich weiß, hier und da redet man, er hätte nach Herrschaft und Königtum gestrebt, weil er einmal gesagt hat, man müßte euch zu eurer Freiheit zwingen. — So mag's wohl sein, daß dieses rasche Wort der Grund war für einen Neiding, den Fürsten hinterlistig zu ermorden.

Ich will nicht rechten darum. Meine Rache, die ich an dem Mörder üben will, ist anderer Art, als sonst gebräuchlich. In den Tempelschatz habe ich das Mordeisen aufgenommen. Nicht mehr soll die goldene Axt das Königszeichen sein, sondern dieser Speer, zur Mahnung und Erinnerung an euch alle und an die nach uns, daß ein Heerkönig und Fürst anders denken muß als wir, soll und will er siegen."

Der Zug geht weiter zum Königslau. Dort haben über Nacht die Krieger den Scheiterhaufen geschichtet, auf den sie den toten Fürsten jetzt betten.

Schnaubend und wiehernd drängen sich im daneben gelegenen Eckelau die Stuten und Fohlen zusammen und äugen neugierig über die baumlose Heide zu den Menschen hinüber. Dann aber scheuen sie entsetzt und brausen in donnerndem Galopp ab, als der Brandgeruch herüberweht von den Flammen, die das letzte Bett des Toten einhüllen.

Zu gleicher Zeit beginnen drüben im Langelau die Kampfspiele zu



Ehren des Toten, und nach und nach verzieht sich das Trauergefolge dorthin. Nur die Gefolgsleute des Fürsten bleiben zurück und achten darauf, daß die Flamme gleichmäßig und hell brennt, daß kein unverbranntes Holz zu Boden fällt — bis nach Stunden die Glut zusammensinkt. Sorglich bergen sie dann die Asche und tragen sie hinüber in das weite Gräberfeld der Senne am Ende des Aschenweges, den jeder Lebende einmal gehen muß.

Dort heben sie bei sinkender Nacht eine Grube aus. In eine tönerne Urne schütten sie die Asche, decken auch den Boden der Grube noch mit Aschenresten und machen dann den Mädchen Platz, die das Wasser der Osterquelle auf die noch rauchenden Brandreste schütten. Ein paar dumpf



gemurmelte Worte noch — was braucht der Nachbar zu wissen, wie es einem ums Herz ist — und dann füllen sie die Erde wieder an ihren Ort, langsam und bedächtig, daß die Krume glatt und eben sich zu einem Hügel fügt. Drei Hände voll Erde faßt dann jeder und streut sie auf die fertige Grabstätte, und dieses Mal sprechen sie den Wunsch deutlich, wenn auch verhalten:

„Für die vor uns ..."
„Für uns selbst ..."
„Für die nach uns ..."

und schütten bei jedem Satz eine Handvoll aus. Dann ist alles wieder still. Sie halten dem Führer die letzte Wache.

Inzwischen ist es völlig Nacht geworden. Da brausen mit einem Male auf der Sennetrift Pferde heran, eine ganze Koppel, geritten von Jünglingen in vollem Kriegsschmuck. Im Galopp umkreisen sie das Grab mit seiner schweigenden Wache und sprengen herüber ins Langelau. Wortlos reiten sie dann im Kampfspiel gegeneinander an, ein stummes Heer. Nur das Schnauben und Stampfen der Pferde dringt durch die Nacht. Und dann werfen sie jäh die weißen Rosse herum zu einer neuen Runde um das Grab und sind in donnerndem Ritt wieder in der Dunkelheit verschwunden.

Neue Reiter kommen, gefolgt von Kampfwagen. Wie die vorigen umkreisen sie das stille Grab, ehe sie ihre Spiele beginnen und wieder in die Nacht zurücktauchen.

So kommen die Mannschaften und gehen, wortlos, verstummt vor dem Tode, wie es die Sitte und die Ehrfurcht vor dem vollendeten Leben gebieten. Nur das Schnauben der weißen Rosse, das Stampfen der Hufe und ab und an der dumpfe Laut eines Zusammenpralls im Spiel zeigen an, daß hier keine Geisterheere, sondern Wesen aus Fleisch und Blut den großen Toten ehren.

Als der erste schwache Morgenschein über den Wald schimmert, ist der letzte Beritt verschwunden.

Vom Sternhof herüber kommen zwei Männer. Goldglänzende, seltsam geschwungene Blashörner tragen sie an goldenen Ketten. Seit dreißig Geschlechtern, das sind mehr als tausend Winter, ruhen die das Jahr über wohl verwahrt in der Lade des Goden vom Sternhof. Nur einmal werden sie herausgenommen, wenn die Mittsommernacht zu Ende ist. Dann treten die Bläser in der Dämmerung auf den mittleren der drei Hügel, wo zu Ostern das Feuer brennt, und blasen der Sonne ihren Gruß entgegen.

Heute gilt's auch dem toten Fürsten.

Sie steigen auf den Hügel, heben die schweren Luren, und dann klingen die seltsam weichen Weisen über die stille Heide.

Die Grabwache ist aufgestanden. Selten haben die Männer diesen Morgengruß gehört, diese Weise, die weich ist und doch auch wieder hart fordernd, die der nie vergißt, der sie einmal vernahm.

Der Morgenstern über dem Walde beginnt zu verblassen. Ein heller erster Sonnenschimmer blitzt herüber. Die Männer treten an ihre Rosse heran und sitzen auf. Ein paar dunkle Vögel kreisen über ihnen. Und als da einer in den Bart knurrt: „Dacht ich mir's doch, — die beiden Rauke von der Burg," da spricht er nur aus, was sie alle denken. Die beiden Raben sind's von daheim, die den toten Herren heimgeholt haben.

Dann traben sie ab, eben als die Bläser zum zweiten Male ansetzen. Lang und feierlich hallen die Töne ihnen nach.

Als die Luren wiederum schweigen, steht die Sonne hell über dem Walde. Die Bläser bleiben einen Augenblick stehen und sehen hinter den Reitern her. Sie reiten gerade in die Sonne hinein...

*

Wir sind am Ende.

Niemals hat man mit Sicherheit erfahren können, wer Hermanns Mörder war. Es heißt, daß es seine eigenen Verwandten gewesen seien, die fürchteten, er könnte König werden wie Marbod der Markomannenherrscher. Andere erzählen, er sei nicht erschlagen, sondern vergiftet worden. Aber Genaues weiß man nicht. Auch die römischen Berichte, die manche offenbar lügenhafte Schilderung über die einzelnen Schlachten gaben, wissen schon nicht mehr, wie es mit ihm zu Ende ging.

Nur das eine ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß im Nibelungenlied, in der Sage von Siegfried und seinen Kämpfen und von seinem einsamen Tode im Wald manches von dem lebt, was sich hier einst abgespielt hat. Weiter sind wohl auch die mannigfachen Sagen, die von einer letzten Schlacht am Birkenbaum erzählen, letzte Reste der Überlieferung, die von der Hermannsschlacht bis in unsere Tage reicht. Und im Volke lebt heute noch die Meinung, daß Hermann im Berge der Herlingsburg bei Schieder verborgen sei wie Barbarossa im Kyffhäuser.

Von den Menschen der Zeit wissen wir nicht viel. Nur einzelne Namen sind auf uns überkommen. Inguiomer kennen wir, Hermanns Oheim, der das Römerlager angriff, und Segestes, den anderen Ohm, der zu den Römern ging und sein eigen Blut verriet. Aber auch von ihnen ist wenig bekannt. Einer aber ist auch heute noch für uns lebendig. Das ist Hermann, dem Ernst von Bandel vor Jahrzehnten ein

Denkmal dorthin setzte, wo er den Kampf um Deutschlands Freiheit begann. — Es ist immer das gleiche: Auf die Dauer lebt nicht der Name des Neidings, sondern der des Edlen.

Und mit den Steinen. —

Da sind wohl noch lange die Sonnenwenden berechnet und gefeiert worden. Als dann der Westfrankenkönig Karl, den man lange in Deutschland den Großen genannt hat, hierher kam, war's zu Ende. Den Raum, in dem der Gode die Sonne und ihre Bahn beobachtet hatte, ließ er zerstören. Aus der Höhle im Felsen machte er eine Kapelle. Und den Felsen vor dem großen Externstein mit seinen Treppen und Aufgängen ließ er gänzlich abtragen. Er stürzte den steinernen Tisch, der dort gestanden hatte, und er hat wohl auch den goldenen und silbernen Tisch mitgenommen; denn als er starb, wurde nach seinem Tode ein solcher Tisch, auf dem das gesamte Weltall abgebildet war, eingeschmolzen und das Metall an die Armen verteilt.

Dreihundert Jahre später haben die Sachsen sich das letztemal gegen den neuen Glauben aufgelehnt und die Irminsul aufs neue errichtet. Aber das dauerte nicht lange. 1114 ist das gewesen. Und 1115 schon ist die Kapelle in der Winterhöhle neu für das Christentum geweiht worden. Damals wurde das heute noch sichtbare Felsenbild in den Stein geschlagen, die gewaltige Darstellung der Kreuzabnahme, als eines Siegesmals des neuen Glaubens. Unter die Füße des heiligen Nikodemus setzte der Bildhauer das niedergetretene Zeichen der Irminsul, um darzutun, daß endgültig die alte Zeit vorbei sei.

Karl wird auch die goldene Doppelaxt mitgenommen haben, wie er auch den goldenen Beschlag der Irminsul mitnahm, und wie er alles Gold und Silber mitgehen hieß, das er vorfand. Wie er es mit dem Speer gehalten hat, den der Gode in den Tempelschatz übernommen hatte, das weiß man nicht.

Es ist aber von Kaiser Otto dem Großen bekannt, daß er einen Speer, eine heilige Lanze mit sich führte, vor der er betete, ehe er in die Schlacht ging. Manche sagen, das sei die Lanze gewesen, mit der der Kriegsknecht nach der Kreuzigung Jesus in die Seite gestochen hat. Aber seine Kriegsleute wollten es besser wissen und meinten, mit dem Speer sei es doch wohl etwas anders und er habe sicher etwas mit

Wode oder sonst einem der Alten zu tun. Vielleicht ist es aber auch die Waffe gewesen, die Hermann den Tod brachte; denn etliche wollen wissen, daß die Sachsenkaiser aus dem Geschlecht der Siegmar seien, wie aus dem Cheruskerbund der Sachsenbund geworden ist.

Auf einem Zuge nach Norden hat ein anderer Otto dann die Grenzen seines Reiches gegen die Dänen abgesteckt durch einen Speerwurf in die See. So weit die Waffe flog, so weit sollte seine Macht reichen. Und es geht die Meinung, daß Otto dort die heilige Lanze ins Meer geschleudert haben soll.

Die Irminburg, wie einst das Gebiet um die Externsteine hieß, ist längst verfallen. Nur der Spaten des Forschers konnte ihre Spuren noch feststellen. Halb vergessen lebt ihr Name als Flurbezeichnung bis in unsere Tage. — Der Spaten hob auch die Reste der Totenfeuer, die durch lange Jahrhunderte vor den Felsen gebrannt hatten, und legte den zerstörten Steintisch frei, so daß er nun wieder an seinem alten Platze aufgerichtet werden konnte.

Die Externsteine stehen heute wie damals als gewaltige Zeugen ferner Zeiten im Waldtal und zwingen auch heute noch den Wanderer zur Andacht. Denn wir sind nicht von gestern und heute. Was unsere Ahnen vor tausend und aber tausend Jahren dachten und taten, das ist in uns heute noch lebendig. Wir sind ihrem Denken und Fühlen immer noch verbunden, auch wenn wir es gar nicht wahr haben wollen. Nur haben die Menschen meist die Ehrfurcht vor der Geschichte des eigenen Volkes vergessen, weil sie zu sehr an die kurzen Tage des eigenen Lebens denken. Und wenn sie durch Steinmäler wie die Externsteine daran erinnert werden, dann wollen sie das nicht wahr haben. Das aber muß unser Volk wieder lernen: Vor sich selbst wahrhaft zu sein. Und darüber hinaus: Sich selbst und seinem Volke treu sein. Das ist alles.

Für Hermann aber gilt der Vers aus der Edda, aus dem Lied des Hohen:

> Besitz stirbt, Sippen sterben.
> Du selbst stirbst wie sie.
> Eines weiß ich, das ewig lebt:
> Ruhm, den der Tote gewann.



Im Zelt

Idanthyrsos fuhr aus dem Schlaf. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Er lauschte angespannt und suchte mit seinen Augen das Dunkel des Zeltes zu durchdringen. Ohne Geräusch, vorsichtig, schoben sich seine Hände vor, tasteten zum Rand des Lagers, fanden das Kurzschwert, klammerten sich darum.

„Ist jemand hier?", fragte der König mit leiser, noch zitternder Stimme.

Keine Antwort.

Alle Sinne sagten dem einsamen Mann im Zelt, daß irgend etwas Fremdes in der Nähe war. Angst kroch über ihn. Der König hatte Angst, zum erstenmal in seinem Leben.

Seit dem Tode des Skyles schlief Idanthyrsos nur noch im Panzerhemd, die Waffe in Reichweite neben sich. Seit er die Botschaft Xios erhalten hatte, waren die Wachen im Lager und vor des Königs Zelt verstärkt worden. Selbst hier inmitten seines Heeres fühlte sich der König vor seinem grimmen Feind nicht sicher.

Idanthyrsos zwang sein jagendes Blut zur Ruhe. Er atmete zwei-, dreimal langsam und tief. „Ist jemand hier?" fragte er nun mit fester Stimme. Wieder keine Antwort. Da riß der König das Schwert aus der Scheide und sprang, sich plötzlich vorwärts schnellend, zum Eingang des Zeltes, riß den Vorhang beiseite und atmete befreit auf. Silbernes Mondlicht flutete ins Zelt. Die beiden Wachposten am Eingang hatten skythischer Sitte gemäß, ohne den Blick zum König zu wenden, die Speere zum Gruß erhoben. „Ein Alptraum nur," murmelte der König. Dann wandte er sich ins Zelt zurück.

Da – aus dem Dunkel – wuchs eine Gestalt vor ihm auf, nun im Mondlicht deutlich erkennbar.

Mit einem Schreckensschrei fuhr Idanthyrsos zurück. „Aio," stammelte er. „Aio, der Germanier."
„Du irrst dich nicht," antwortete der Mann im Zelt. Er stand da, barhäuptig, daß das blonde Haar im Mondlicht flimmerte, im Gewand der Skythen, breitbeinig, die funkelnde kurze Klinge in der Rechten.
„Ich habe dich gejagt, König, nun geht die Jagd dem Ende zu. Du weißt, was ich will."
„Blutrecht üben wie an Skyles," immer noch im Bann bewegten sich die Lippen des Königs und formten fast ohne Bewußtsein die Worte.
„Dann kämpfe," fuhr Aio den Gegner an. „Ich schlachte dich nicht."
Und, da der König immer noch reglos und starr dastand, griff er zur Zeltwand, riß einen Schild herab und reichte ihn dem Gegner.
„Eine Klinge hast du und hier einen Schild, wehre dich," rief er.
Der aufblitzende Stahl in der Hand des Germaniers rief den König ins Leben zurück. Er deckte sich mit dem Schild und sprang zurück zum Zelt hinaus.
Da aber geschah das zweite Wunder dieser Nacht. Die Schildwachen kreuzten die Speere und sperrten Idanthyrsos die Flucht!
Erschreckend erkannte er, daß die beiden Schildwachen Germanier waren in skythischer Tracht.
„Feigling," höhnte Aio, „die Flucht ist dir verwehrt, nun kämpfe." Da warf sich der König vor! Einen lauten Schrei ausstoßend, fiel er den Germanier an. Ein Hagel von Hieben und Stichen. Beide bluteten. Dann warf sich Aio gegen den wütend um sich stechenden Mann. Das Schwert fallen lassend, umschlang er den König, hob ihn hoch und warf ihn zur Erde. Idanthyrsos, dem vor dem unerwarteten Angriff die Klinge entglitten war, suchte der Faust des Gegners zu entkommen. Zu spät. Aio kniete auf dem zu Boden Geworfenen und faßte seine Klinge wieder, riß das Haupt des Königs zurück und hob den Stahl zum Todesstoß.
Idanthyrsos schloß, den Tod erkennend, die Augen.
Die Hand mit dem blitzenden Stahl fuhr nicht nieder. Sie wurde zurückgerissen, und ehe der Germanier sich gegen den neuen unerwarteten Gegner wenden konnte, hingen drei, vier Männer an seinem Arm und Hals.
Ungleich war das kurze Ringen. Zwei taumelten, von der Klinge Aios zu Tode getroffen, aufschreiend zurück. Aber die anderen rissen den Germanier zu Boden, würgten ihn, daß er die Besinnung verlor, und fesselten ihn.
Idanthyrsos erwachte aus seiner Ohnmacht, ungläubig staunend blickte er um sich. „Ich lebe," stammelte er.
„Ja, Freund, du lebst." Es war Skopasis, der ihm antwortete.
„Und Aio?" fragte er verwirrt.
„Aio ist gefangen."
„Gefangen...? Gefangen!" Jubelnd klang es. Neue Kraft sprang in Idanthyrsos auf. „Wo ist er, daß ich ihn töte."
Die Skythen, die das Zelt füllten, traten beiseite. Die Augen des Königs funkelten vor Wut. „Die Jagd ist aus, Aio, anders als du wolltest." „Mein Schwert," befahl er.

Da aber hob Skopasis die Hand. „Laß das, Idanthyrsos," sagte er. „Der Mann ist uns sicher. Er soll am Tag des Sieges über Dareios unter Martern sterben oder den Göttern geopfert werden."

Idanthyrsos hatte sich wieder in der Gewalt. „Du magst recht haben, Skopasis," meinte er. „Wir wollen die Wahrsager befragen." Und zu den andern: „Schafft mir den Mann aus dem Zelt. Ihr bürgt mir mit Euren Köpfen für ihn."

Als die beiden Könige allein waren, trat Idanthyrsos auf Skopasis zu und reichte ihm herzlich die Hand. „Dir danke ich mein Leben, Freund," sagte er. „Ich will es vergelten, wenn ich kann. — Aber," fragte er dann, „wie kamst du zu dieser Stunde in mein Zelt?"

„Ich komme, wie du weißt, von der Donau, wo ich mit den Griechen über den Abbruch der Brücke verhandelte. Wir waren, als die Nacht hereinbrach, nur wenige Reitstunden von deinem Lager entfernt. So beschloß ich weiter zu reiten, um dir noch bei Nacht Kunde vom Ausgang meiner Gesandtschaft zu geben. Wir kamen ins Lager, die Wachen bemerkten uns, aber da sie uns erkannten, gaben sie keinen Alarmruf. Ich ritt mit einigen Männern sofort zu deinem Zelt. Die Wachen standen davor. Aber als wir vom Pferde sprangen und Lärm und Schwertklang in deinem Zelt vernehmend eindringen wollten, warfen sie sich uns entgegen. Meine Leute waren im Augenblick verwirrt und wichen zurück, während ich zwischen den Posten hindurch ins Zelt drang. Ich kam zur Zeit, riß die Hand Aios zurück, die dir den Tod geben wollte. Dann waren meine Leute bei mir und fesselten den Germanier."

„Und die beiden Posten am Zelt? Es waren Germanier! Wo sind sie?"

„Tot oder gefangen," meinte Skopasis, trat zum Eingang und blickte hinaus. Dort standen erregte Gruppen skythischer Reiter. „Wo sind," rief Skopasis, „die beiden Wachen, die uns den Eintritt wehrten?"

Einer der Männer antwortete: „Wir fanden nur diese hier."

Sie legten zwei Tote vor den Zelteingang, aber gleich auf den ersten Blick erkannten die beiden Könige, daß dies nicht die Germanier waren, die sie erwartet hatten, sondern die skythischen Wachen, die von den Gegnern getötet waren, ehe Aio ins Zelt drang und seine beiden Gefährten, um den König und das Lager zu täuschen, die Wache übernahmen. Alarmrufe gellten nun durch die Nacht.





